

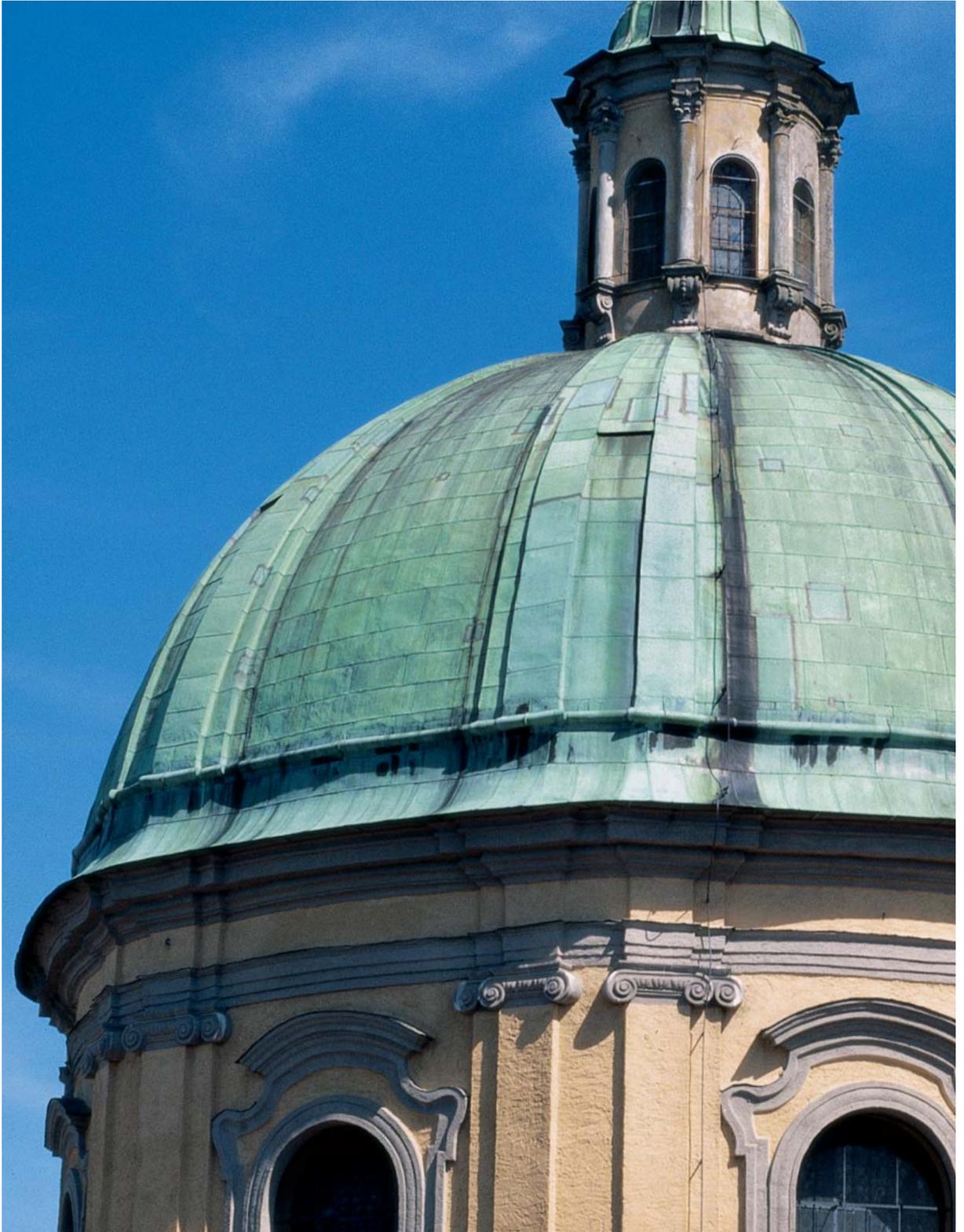


# DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES

3 | 2002

31. JAHRGANG





Die Vierungskuppel der Klosterkirche Weingarten.

## DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

Nachrichtenblatt  
des Landesdenkmalamtes  
Baden-Württemberg

3 / 2002 31. Jahrgang

Herausgeber: Landesdenkmalamt  
Baden-Württemberg,  
Mörkestraße 12, 70178 Stuttgart  
Verantwortlich im Sinne des Presse-  
rechts: Präsident Prof. Dr. Dieter Planck  
Schriftleitung: Dr. S. Leutheußer-Holz  
Stellvertreter: Dr. Christoph Unz  
Redaktionsausschuss: Dr. J. Breuer,  
Dipl.-Ing. V. Caesar, Dr. H. Schäfer,  
Dr. P. Wichmann, Dr. J. Wilhelm,  
Dr. D. Zimdars.  
Produktion: Verlagsbüro Wais & Partner,  
Stuttgart  
Gestaltung und Herstellung:  
Hans-Jürgen Trinkner, Stuttgart  
Druck: Süddeutsche Verlagsgesellschaft,  
Nicolaus-Otto-Straße 14,  
89079 Ulm-Donautal  
Postverlagsort: 70178 Stuttgart  
E-mail: nachrichtenblatt@lda.bwl.de  
Erscheinungsweise: vierteljährlich  
Auflage: 20 000  
Gedruckt auf holzfreiem, chlorfrei  
gebleichtem Papier  
Nachdruck nur mit schriftlicher  
Genehmigung des Landesdenkmal-  
amtes. Quellenangaben und die Über-  
lassung von zwei Belegexemplaren  
an die Schriftleitung sind erforderlich.  
Bankverbindung:  
Landesoberkasse Baden-Württemberg,  
Baden-Württembergische Bank Karlsruhe,  
Konto 4 002 015 800 (BLZ 660 200 20).  
Verwendungszweck:  
Spende LDA, Kz. 98300 3100 1005.

Bei allen Fragen des Bezugs, z. B.  
bei Adressenänderung, wenden Sie  
sich bitte direkt an Frau Glass-Werner  
(Tel. 07 11/1694-549, vormittags).

Dieser Ausgabe liegt eine Beilage  
der Denkmalstiftung Baden-Würt-  
temberg bei. Sie ist kostenlos  
bei der Geschäftsstelle der Denkmal-  
stiftung Baden-Württemberg,  
Charlottenplatz 17, 70173 Stuttgart,  
erhältlich.

# Inhalt

- 113 Editorial  
Michael Goer
- 115 Prähistorische Siedlungen, Bohlen-  
wege und Fischfanganlagen  
Fortschritte der archäologischen  
Federseeforschung  
Helmut Schlichtherle
- 122 Das „Freilichtmuseum Heuneburg“  
an der Oberen Donau  
Rekonstruierte Geschichte  
Hartmann Reim
- 130 Viereckschanze Riedlingen  
„Klinge“  
Späte Kelten in Oberschwaben  
Christian Bollacher / Friedrich Klein
- 135 Biberach – „Viehmarktplatz“  
1986/87  
Eine Stadtkerngrabung und  
ihre Auswertung  
Beate Schmid
- 141 In oppido Ravensburg dant  
burgenses de ortis et curtilibus ...  
Zur Stadtwüstung und zur Burg  
„Neuravensburg“ bei Wangen-  
Neuravensburg  
Alois Schneider
- 150 Der Gebäude- und Technikatlas  
des Landkreises Ravensburg  
Methodik einer Bestandsaufnahme  
Sibylle Schmidt-Lawrenz
- 156 Asams Kuppelausmalung  
in Gefahr?  
Schäden an der Kupferdeckung  
der Vierungskuppel von Weingarten  
Beata Hertlein
- 159 Eine Werkstatt wird erhalten  
Optiker- und Uhrmachersgeschäft  
Schwarzenberger in Isny /Allgäu  
Janine Maegraith / Michael Hascher
- 163 Die Stadtapotheke in Überlingen  
Behutsame Sanierung in  
Einzelschritten  
Volker Caesar
- 169 Das Steinhaus des Heiliggeistspitals  
in Überlingen  
Vom Warenspeicher zum Bücher-  
speicher  
Volker Caesar
- 174 Freizeitkultur um 1800  
Zur Denkmaleigenschaft von Garten-  
häusern  
Michael Ruhland
- 178 Offenburg – Freiburg  
Die Bauten der Badischen Staats-  
eisenbahn und der viergleisige Ausbau  
der Rheintalbahn  
Erik Roth
- Denkmalporträt
- 187 Städtischer Akzent im  
Industriedorf  
Die evangelische Pauluskirche in  
Albstadt-Tailfingen (Zollernalbkreis)  
Michael Ruhland
- 189 „Reformation“ einer Kapelle  
Die Zehntscheuer in Neufra  
(Lkrs. Sigmaringen)  
Clemens Kieser
- Ortstermin
- 191 Die Kapelle in Wolfartsweiler  
Abbruch oder Instandsetzung?  
Michael Goer
- 193 Ausstellung  
Römermuseum Mengen-Ennetach:  
Ein modernes Museum in Ober-  
schwaben  
Martina Meyr
- 195 9. Landesdenkmaltag Baden-  
Württemberg  
Denkmalpflege und Kirche
- 196 Personalialia

# Editorial

Michael Goer

Der Sakralbau als Denkmalgattung zählt zu den zentralen Aufgaben der staatlichen Denkmalpflege, und dies seit ihrer Entstehung im frühen 19. Jahrhundert. Die mit der damaligen Säkularisation einhergehende Zerstörung unzähliger Kirchen, Klöster und Kapellen war geradezu Impulsgeber für einen organisierten Schutz- und Rettungsgedanken als notwendige gesellschaftliche Gegenbewegung. Dabei darf nicht übersehen werden, dass es die Kirchen selber waren, die schon seit der Renaissance Vorschriften mit dem Ziel der Erhaltung ihres eigenen kulturellen Erbes erlassen hatten, deren Wirksamkeit nunmehr gesamtgesellschaftlich außer Kraft gesetzt wurde. Der Erlass Papst Leos X. von 1516 zum Schutz der antiken Monumente und die verschiedenen päpstlichen Erlasse gegen die Veräußerung kirchlicher Kunstschatze gelten als frühe Denkmalchutzgesetzgebungen.

Heute, zwei Jahrhunderte nach der Säkularisation, befinden wir uns in einem neuen Stadium der gesellschaftlichen Profanierung. Die mit dem aktuellen dynamisierten Wertewandel verknüpfte Tendenz zur Individualisierung fördert immanent die Abkehr von traditionellen Gemeinschaften und eine Entfremdung der Menschen von der Kirche. Der Mythos von der Wirtschaftlichkeit der Dinge überformt zudem sämtliche Lebensbereiche. Glücklicherweise ist der deutsche Südwesten noch weit entfernt von Verlust und Gefährdung der Sakralbauten, wie es in den östlichen Bundesländern zu beklagen ist, oder von der Umnutzungsintensität, wie sie in den Niederlanden und in Großbritannien schon seit Jahren zu beobachten ist.

Dennoch befinden sich auch die Kirchen in Baden-Württemberg in Bedrängnis. Kirchengänge schränken die finanziellen Möglichkeiten zur Bauunterhaltung des umfangreichen und oft hochwertigen Denkmalbestandes spürbar ein. Der vorhandene Kirchenraum wird immer weniger ausgelastet. Erste Beispiele umgenutzter Kirchenbauten in unserem Lande mussten zur Kenntnis genommen werden. Die Institution Kirche, also die Diözesen und Landeskirchen, versuchen der säkularisierten Lebensweise der Menschen mit Reformen der Liturgie entgegenzukommen. Daneben werden immer mehr Kirchenbauten für kulturelle Veranstaltungen allgemeiner Art gleichsam „außergottesdienstlich“ genutzt. Sowohl die baulichen Umsetzungen der Liturgiereformen als auch die teilweise hohen Nutzungserwartungen ziehen häufig genug spürbare Änderungen und

gravierende Verluste am historischen Bestand kirchlicher Kulturdenkmale nach sich.

Kirchen sind ihrer Zweckbestimmung nach Gotteshäuser. Der liturgische Raum war und ist jedoch zugleich auratischer Ort des Kunstschaffens. Als Kulturdenkmale sind Sakralbauten Teil des universellen Erbes der Menschheit. Kirchen sind keine Museen, sondern lebendige Orte des Glaubens. Von daher ist es verständlich, dass sie zu allen Zeiten immer wieder Veränderungen, Erweiterungen und Modernisierungen erfahren haben. Dahinter verbirgt sich freilich die Gefahr einer manchmal allzu sorglosen Anpassung des Bestandes an die jeweiligen Bedürfnisse. Dennoch gilt auch aus heutiger Sicht der Bau- und Denkmalpflege die Maxime, dass die uneingeschränkte Nutzung einer Kirche als Gotteshaus noch immer die beste Lösung darstellt.

Das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland garantiert die Freiheit des Glaubens, des Gewissens, die Freiheit des religiösen Bekenntnisses und die ungestörte Religionsausübung. Das so genannte Kirchenprivileg fand mit dem § 11 Eingang in das baden-württembergische Denkmalschutzgesetz. Danach haben die Denkmal-schutzbehörden bei Kulturdenkmalen, die dem Gottesdienst dienen, die gottesdienstlichen Belange, die von der oberen Kirchenbehörde oder der entsprechenden Stelle der betroffenen Religionsgemeinschaft festzustellen sind, vorrangig zu beachten (§ 11.1). Eine denkmalrechtliche Abwägung mit anderen Belangen erfolgt nicht, jedoch muss die gottesdienstliche Relevanz einer Maßnahme begründet werden. Die Schlüssigkeit der Behauptung, nicht jedoch ihre theologisch-dogmatische bzw. liturgische Richtigkeit, ist gegebenenfalls gerichtlich überprüfbar.

Den Diözesen und Landeskirchen kommt demnach eine außerordentlich hohe Verantwortung im Umgang mit der Substanz und dem Erscheinungsbild des überlieferten sakralen Denkmalbestandes zu. Ihrer doppelten Aufgabe, sowohl den formulierten liturgischen Belangen als auch der Erhaltung und Pflege der Kulturdenkmale gerecht zu werden, kommen sie in aller Regel mit Sorgfalt nach. Angesichts aktueller Umbaumaßnahmen, beispielsweise an der Stuttgarter Stiftskirche und am Rottenburger Dom, sieht die Denkmalpflege dringende Notwendigkeit, sich über das Spannungsfeld zwischen konservatorischen und gottesdienstlichen Belangen intensiv auszutauschen.

Denkmalpflege an Kirchen ist eine konservatorisch vielschichtige, zuweilen kontrovers diskutierte und zugleich kostenintensive Daueraufgabe. Das Landesdenkmalamt unterstützt mit seiner zentralen und regionalen Fachkompetenz in vielfältiger Weise notwendige Instandsetzungs- und Restaurierungsarbeiten. Darüber hinaus fördert das Land Baden-Württemberg in erheblichem Umfang Einzelmaßnahmen im Rahmen zur Verfügung stehender Haushaltsmittel und entsprechend denkmalpflegerischer Prioritäten.

An der Gesamtzahl von Kulturdenkmalen in Deutschland haben die Kirchen auch heute noch den größten Anteil. Den aktuellen Umgang mit diesem großartigen kulturellen Erbe, zu dem neben den Gotteshäusern selbst auch Klosteranlagen und historische Pfarrhöfe zählen, möchte das

Landesdenkmalamt in einem größeren Kreise von Teilnehmerinnen und Teilnehmern diskutieren. Der 9. Landesdenkmaltag Baden-Württemberg ist daher dem Thema „Denkmalpflege und Kirche“ gewidmet. Er findet vom 15. bis 17. Oktober 2002 in der Stadt Biberach an der Riss statt. Die Region Oberschwaben ist laut Volksmund nicht nur „dem Himmel ganz nahe“, sondern bietet mit der Simultan- und Stadtkirche St. Maria und Martin in Biberach auch eine vorzügliche historische Klammer zwischen den Konfessionen. Das vorliegende Nachrichtenblatt 3/2002, das zum Landesdenkmaltag erscheint, ist fachlich breit gefächert, setzt aber bewusst den regionalen Schwerpunkt „Bodensee-Oberschwaben“. Die Tagungsthematik „Denkmalpflege und Kirche“ wird dann in einem der nächsten Hefte ausführlich behandelt.

# Prähistorische Siedlungen, Bohlenwege und Fischfanganlagen

## Fortschritte der archäologischen Federsee- forschung

*Das durch Naturschutzgebiete mit den Prädikaten „Europareservat“ und „Europäisches Vogelschutzgebiet“ bekannte Federseebecken im Landkreis Biberach umfasst zugleich das archäologisch fundreichste Moor Europas. Seit dem 19. Jahrhundert werden hier in Faulschlamm und Torf außerordentlich gut konservierte Feuchtbodensiedlungen der Jungsteinzeit und Bronzezeit entdeckt. 18 vollständig oder teilweise erforschte Siedlungsplätze mit 180 ausgegrabenen Häusern, mehr als 40 Einbäume, mehrere Räder, die zu den ältesten der Welt gehören, und zahlreiche weitere Funde sind erfasst. Seit 1980 führt das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, von 1983–93 unterstützt durch ein Schwerpunktprogramm der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Sondagen und Ausgrabungen mit einem interdisziplinären Team von Archäologen und Naturwissenschaftlern durch. Immer neue Entdeckungen, aber auch Entwässerungs- und Baumaßnahmen im Moor gaben dazu Anlass. Prähistoriker und Dendrochronologen der Denkmalpflege sowie Botaniker, Moorgeologen, Zoologen und Umweltphysiker der Universitäten Basel, Freiburg i.Br., Hannover, Heidelberg und Tübingen beteiligen sich an den Untersuchungen.*

Helmut Schlichtherle

Wir wissen jetzt sehr viel mehr über die Haus- und Siedlungsformen, die Abfolge der siedelnden Kulturen und die damit verbundenen Veränderungen von Wirtschaft und Umwelt. Vor allem sind die dendrochronologischen Untersuchungen an tausenden von Holzproben weiter fortgeschritten und erlauben ein immer präziseres, vielfach jahrgenaues Bild der Siedlungsabläufe.

### Steinzeitliche Siedlungen

Neu sind auch einige Erkenntnisse zu den Anfängen der Besiedlung. Der Federsee erwies sich nämlich als Rückzugsgebiet wildbeuterischer Gruppen des Spätmesolithikums. Als in den Lössgebieten nördlich der Donau um 5400 v. Chr. bereits erste Bauern ihre Langhäuser errichteten,



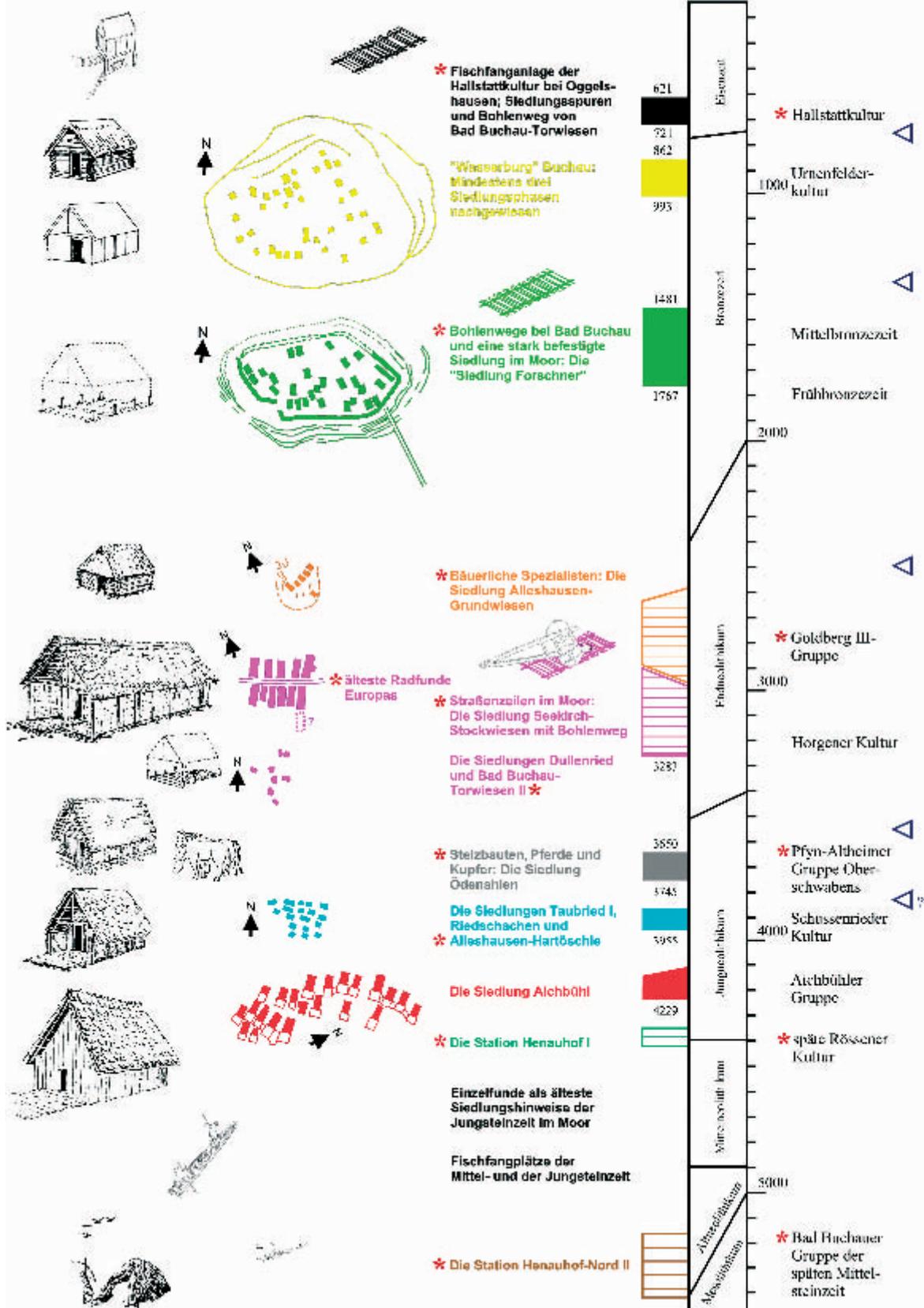
*1 Flugaufnahme des Federsees von Südwesten. Am Ende der Eiszeit vor etwa 10 000 Jahren bestand hier noch ein etwa 30 Quadratkilometer großer Schmelzwassersee des Rheingletschers. Eine große Insel, auf der heute Bad Buchau liegt (unten Mitte) und mehrere Halbinseln gliederten seine Ufer. Heute besteht nach jahrtausendelanger Verlandung und künstlichen Wasserspiegelabsenkungen nur noch ein kleiner Restsee von etwa 3 km Länge inmitten eines großen, von Riedflächen, Grasland und Wald bestandenen Moores, das sich auf dem Bild als geschlossene Grünfläche zu erkennen gibt.*

# Häuser

# Siedlungspläne

# Perioden und Kulturgruppen

Jahrgenaue dendrochronologische Daten und <sup>14</sup>C-Datierungen (schraffiert) Jahre v. Chr. Seespiegelanstiege



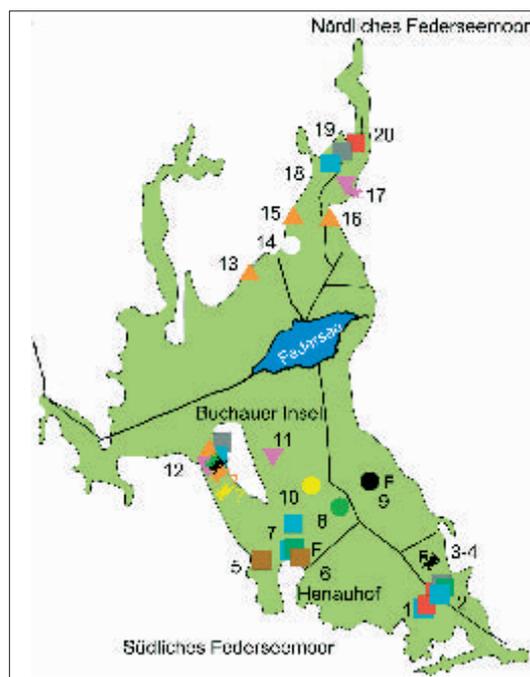
2 Chronologietabelle zur Dynamik der Siedlungsvorgänge am Federsee. Dendrochronologische Datierungen und <sup>14</sup>C-Daten erlauben eine präzise zeitliche Einordnung, moorgeologische Beobachtungen und Pollenanalysen des Instituts für Ur- und Frühgeschichte der Universität Freiburg i.Br. geben Anhaltspunkte für das Wechselspiel von Besiedlung und Seespiegelschwankungen. Neue Entdeckungen und seit 1980 gewonnene Erkenntnisse sind mit einem roten Stern markiert.

lebte man hier offenbar noch in kleinen, mobilen Jagdlagern, von denen Feuerstellen, Rindenbahnen, Haselstangen (zum Bau von Zelten?) und Ansammlungen von Steinen, Tierknochen und Steinwerkzeugen beim Henauhof, am Rand des Moores, erhalten blieben. Auch in der ersten Hälfte des 5. Jahrtausends v. Chr. zeugen nur wenige Scherben jungsteinzeitlicher Gefäße, einige zweckentfremdet und durch Kerben zu Netzenkern umfunktioniert, von Kontakten mit der bäuerlichen Welt. Erst ab 4400 v. Chr. mehren sich die Anzeichen für jungsteinzeitliche Siedlungen im Moor. Gut bekannt waren der bisherigen Forschung die Siedlungen des Jungneolithikums zwischen 4300 und 3600 v. Chr.: Gehöfte und Dörfer von etwa 3–20 ein- bis zweiräumigen, mit Kuppelbackofen und Herdstelle ausgestatteten Häusern, die in verschiedenen Siedelphasen an mehreren Buchten des Sees errichtet waren. Der Anbau von Kulturpflanzen, vor allem eines aus Südwesteuropa kommenden Getreides (vermutlich Hartweizen), Haustierhaltung mit besonderer Gewichtung auf Rinderzucht sowie Jagd, Fischfang und Sammeltätigkeit stellten die wirtschaftliche Basis der vermutlich autark wirtschaftenden Dorfgemeinschaften dar. Birken, Erlen, Weiden und andere Weichhölzer am Moorrand, aber auch Eichen und Eschen auf den Mineralböden des Umlandes wurden zur Gewinnung von Feldflächen und zur Errichtung der Holzarchitektur gerodet. Gegen Ende der Siedelphasen deuten sich durch überwiegende Verbauung geringwertiger Hölzer Erschöpfungsprozesse der Bauholzreserven an, was auf eine zunehmende Auslichtung der Rodungsinseln schließen lässt. Zwischen den Siedelphasen dürfte sich der Wald aber um den See wieder geschlossen haben, wie Pollenanalysen belegen. Besser als noch vor wenigen Jahren erschließt sich heute die Situation im Endneolithikum. Durch neue Ausgrabungen in den Pfahlbausiedlungen des Bodensees wissen wir, dass sich um 3400 v. Chr. ein Kulturwandel ereignete, der zur Herausbildung der „Horgener Kultur“ führte, die nach einem Fundort am Zürichsee benannt wird. Um 3280 v. Chr. fassen wir nun auch am Federsee in den Torwiesen von Bad Buchau eine Siedlung, deren Fundmaterial traditionelle Keramikformen des lokalen Jungneolithikums mit Horgener Elementen verbindet. Auch in einigen Pfostenbauten mit Holzfußböden und Lehmestrichbelag, die vielleicht einer ersten Bauphase zugehören, sehen wir noch die alte Bautradition des Federsees. Neu sind nun aber über 10 m lange Häuser, die in enger Bebauung beidseits einer Dorfstraße angeordnet sind und dieser ihre Giebelseite zuwenden. Lehm kommt nur noch in Teilbereichen der Gebäude zur Anwendung, ansonsten müssen andere Materialien, wie Bretter, Rindenbahnen oder

Torf zu Bau und Isolation der Böden und Wände eingesetzt worden sein. Bei den Firstpfosten im mittleren Bereich der Häuser befand sich jeweils eine Feuerstelle. Hier sind auch überkuppelte Backöfen zu rekonstruieren, von denen sich mit Lehmrelief verzierte Fragmente fanden. Die Häuser kontrastieren stark zu einigen gleichzeitigen oder nur wenig jüngeren Gebäuden in der Station Dullenried, östlich von Bad Buchau. Ihre bei der Entdeckung in den 1920er-Jahren als Rundhütten fehlgedeuteten Befunde gehören zu kleinen Rechteckhäusern, die ohne erkennbares System in unterschiedlicher Ausrichtung angeordnet waren. Da sich zudem mehrere Grundrisse überschneiden, ist davon auszugehen, dass nur wenige der insgesamt etwa zehn Häuschen gleichzeitig existierten. Hier steht also erstmals eine kleine, ärmlich wirkende Siedlung einer Anlage mit mindestens zehn Großhäusern in den Torwiesen gegenüber. Der Gedanke an eine Nebensiedlung, an Kleinexistenzen einer sozialen Randgruppe, vielleicht auch nur an saisonale Nutzung als Fischfangbasis ist nahe liegend, kann aber aufgrund der nach heutigen Maßstäben ungenügenden Ausgrabungstechnik der 1920er-Jahre nicht mehr schlüssig verifiziert werden. Getreideanbau und vor allem auch der Anbau des Öl- und Flachsfaser liefernden Lein sind in den Torwiesen belegt, genauso wie die Haustierhaltung, wobei in der Horgener Kultur das Schwein eine besondere Bedeutung erlangte.

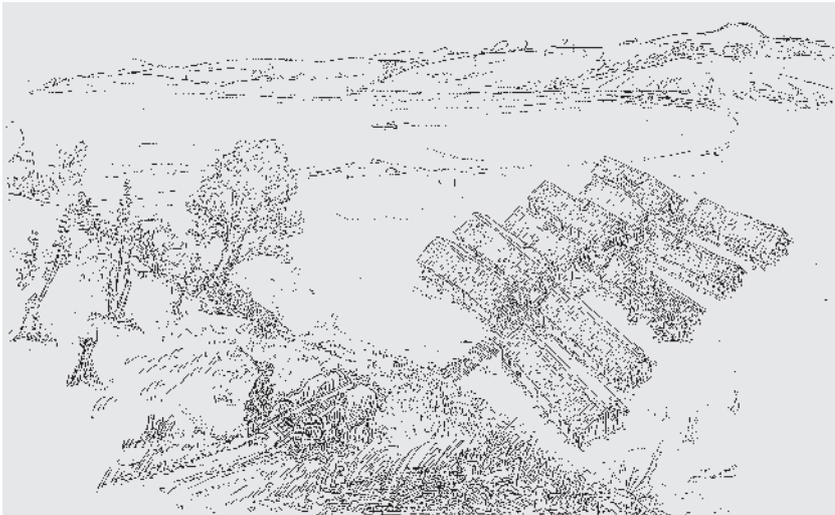
### Der älteste Wagen

Auf einen vergleichbaren Siedlungsbefund mit Großhäusern stießen wir in den Stockwiesen im Norden des Federsee-Beckens. Hier waren um



3 Prähistorische Siedlungsplätze, Bohlenwege und Fischfangplätze am Federsee.

1 Bad Schussenried-Aichbühl, 2 Bad Schussenried-Riedschachen. 3 Netzenkerfundplatz „Ödenbühl“. 4 Bohlenweg am „Ödenbühl“. 5 Bad Buchau-Tannstock. 6 Bad Buchau-Henauhof. 7 Bad Buchau-Taubried I-III. 8 „Siedlung Forschner“. 9 Oggelshausen-Bruckgraben. 10 „Wasserburg Buchau“. 11 Bad Buchau-Dullenried. 12 Bad Buchau-Torwiesen/Bachwiesen. 13 Alleshäuser-Taschenwiesen. 14 Alleshäuser-Floßwiesen. 15 Alleshäuser-Grundwiesen. 16 Seekirch-Achwiesen. 17 Seekirch-Stockwiesen. 18 Alleshäuser-Hartöschle. 19 Alleshäuser-Ödenahlen. 20 Ahlen-Achwiesen. # Bohlenwege, F Fischfangplätze. Die Farben entsprechen denen der Chronologietabelle (Abb. 2).



4 Ausgrabung eines Langhauses in der Siedlung Seekirch-Stockwiesen. Das 15 m lange Gebäude hatte drei Innenräume, eine zentrale Herdstelle, eine Nebenfeuerstelle und eine weitere Feuerstelle auf dem überdachten Vorplatz. Im Vordergrund die Unterkonstruktion der Dorfstraße.

5 Rekonstruktion der Siedlung Seekirch-Stockwiesen in einer verlandenden Bucht am nördlichen Federsee um 3000 v. Chr.

3000 v. Chr. 10–11 Gebäude beidseits einer Dorfstraße angelegt worden, die – wohl ähnlich wie in den Torwiesen, hier jedoch besser erhalten – als stabiler Bohlenweg auf Unterzügen angelegt worden war. Es ist dies der älteste, sichere Nachweis einer befestigten Straße am Federsee, und an ihrem Rand lag fabelhafterweise gleich die Erklärung für den großen Einsatz an Material und Arbeitskraft: das Fragment eines Vollscheibenrades. Es gehörte zu vermutlich einachsigen Wagen, deren aus zwei Teilen zusammengesetzte Räder mit einem rechteckigen Loch fest auf der Achse saßen, die sich unter dem Wagenkörper drehte. Vergleichbare Räder und zugehörige Achsen sind in Pfahlbausiedlungen der Schweiz gefunden worden, und auch aus jüngeren Siedlungen am Federsee gibt es weitere Stücke. Sie gehören alle zu einem konstruktiv einheitlichen Typ, der sich deutlich von den bekannten mit rundem Achsloch versehenen Rädern Nord- und Südosteuropas sowie des Vorderen Orients unterscheidet. Da sie ähnlich alt sind wie die ältesten, durch Piktogramme belegten Wagen der sumerischen Kultur, ist es nicht mehr sicher, dass sich die Kenntnis des Rades von dort nach Europa ausge-

breitet hat. Zudem gibt es aus dem nördlichen und östlichen Mitteleuropa heute indirekte Belege für den Gebrauch von Wagenfahrzeugen bereits seit der Mitte des 4. Jahrtausends v. Chr. Die unterschiedlichen Wagentypen sprechen für zwei unabhängige Entstehungszentren. Denkbar ist freilich auch, dass sich die Idee des rotierenden Rades in Windeseile verbreitete, sodass es in der Zone nördlich der Alpen, ohne direkte Vorlage, zur kongenialen Nachschöpfung mit anderem Bauprinzip kommen konnte.

Zur Bewegung der Wagen bedurfte es der Abriechung von Rindern, und in der Tat treffen wir zeitgleich mit der Horgener Kultur auch in anderen Teilen Europas auf die bildliche Darstellung von Rindergespanssen, auf Rinderdoppelbestattungen und auf Wagenmodelle. Vereinzelt sind Ochsen, also zum umgänglicheren Einsatz ihrer Arbeitskraft kastrierte männliche Tiere, schon in früheren Phasen der Jungsteinzeit nachweisbar, so am Federsee um 3700 v. Chr. Auch erscheinen Pferde um diese Zeit bereits in größerer Zahl in den Feuchtbodensiedlungen Oberschwabens, ohne dass aus den Tierknochenfunden allerdings nachgewiesen werden könnte, dass sie domestiziert waren oder gar als Arbeitstiere Verwendung fanden. Von einem systematischen Einsatz tierischer Arbeitskraft kann erst in der 2. Hälfte des 4. Jahrtausends ausgegangen werden. Die Errichtung befestigter Straßen ist eine erste, die Einspannung von Rindern vor den Hakenpflug wahrscheinlich eine zweite Konsequenz dieser Neuerung. Es ist zu vermuten, dass bis dahin nur eine einfache Saatbettbereitung mit Grabstöcken, Hacken und Furchenstöcken betrieben wurde, wie sie bis auf den heutigen Tag in vielen Teilen der Erde üblich ist. Es gibt in Süddeutschland keinen Fund eines Hakenpfluges, die Pollenanalysen am Federsee und Bodensee zeigen aber eine weitergehende und länger währende Öffnung der Landschaft im Zuge der Horgener Kultur. Auch unter den Bauhölzern der Federseesiedlungen ist die früher so begehrte Eiche nun äußerst selten und vermutlich bereits aus der Landschaft ausgeräumt. Veränderte Kulturpflanzen- und Unkrautspektren am Bodensee und Zürichsee sprechen für den Beginn des Pflugackerbaus in dieser Zeit.

Für die in der 1. Hälfte des 3. Jahrtausends am Federsee folgende, nach dem Goldberg im Nördlinger Ries benannte „Goldberg III Gruppe“ gelten die gleichen Beobachtungen in verstärktem Maße. Nun sind in den Achwiesen bei Seekirch wahrscheinlich als Pfahlhäuser über dem offenen Wasser errichtete Pfostenbauten nachgewiesen, während am gegenüberliegenden Ufer in den Grundwiesen von Alleshausen kleine, einräumige Häuser ergraben sind, die so leichte Dächer und

Prügel- oder Bretterwände besessen haben müssen, dass sie keiner Pfosten bedurften. Botanische und insektenkundliche Untersuchungen erbrachten in den Grundwiesen einen einzigartigen Befund: Große Mengen von Leinstängel-Abfällen und Tierdung bilden dicke Lagen im Siedlungsabfall. Dreschabfälle und Pollen von Getreide fehlen weitgehend, wohingegen verkohlte Getreidekörner als Speiseabfall vorhanden sind. Die Siedlung muss auf Textilfaserproduktion und Herdenhaltung spezialisiert gewesen sein und sich ihr Getreide von anderen Orten besorgt haben. Wiederum fand sich eine Radscheibe. Hier wird klar, dass es am Federsee im Zuge des Endneolithikums zur gewerblicher Spezialisierung von saisonalen(?) Nebensiedlungen gekommen war, vielleicht auch zu einer Trennung von in unterschiedlichen Siedlungen lebenden Bauern und Hirten, die sich in enger Abhängigkeit befanden und durch Güterverkehr miteinander in Kontakt standen. Damit entwickelten sich bereits im Endneolithikum komplexe wirtschaftliche und soziale Verhältnisse, wie sie bisher erst für die Bronzezeit mit der Herausbildung von Metallhandwerk und -handel angenommen wurden.

### Ein mittelbronzezeitlicher Bohlenweg

Welche Bedeutung das Verkehrswesen in der Bronzezeit erreichte, macht die Entdeckung eines etwa 800 m langen Bohlenweges deutlich, der die Insel Buchau über das schwankende Moor mit dem Festland verband. Er war angelegt worden, als um 1500 v. Chr. die einzige, das Moor zentral



beherrschende und zugleich stark befestigte Siedlung dieser Zeit, die „Siedlung Forscher“, im Zuge eines klimabedingten Wasserspiegel-Anstieges in Schwierigkeiten geriet. Vermutlich verlegte man sie Zug um Zug auf die hochwasser-sichere, mineralische Insel. Pollenanalysen belegen in der Folge einen am Federsee einzigartigen Aufschwung des Getreidebaus. Der Bohlenweg wurde in vier Etappen in den Jahren 1514 bis 1388 v. Chr. gebaut, ausgebessert und verbreitert. Am Ende bestand eine 9 m breite Straßentrasse. Auch wenn sie nur auf ihrer jeweils neuesten Bahn für Wagen passierbar gewesen sein sollte, so bestand doch ein derart breiter Straßenkörper für Ausweichmanöver, Fußgänger und Viehtrieb, dass von einer bedeutenden Ansiedlung auf der Insel ausgegangen werden muss. Unter der heutigen, städtischen Bebauung von Bad Buchau kamen bisher allerdings erst wenige Einzelfunde zum Vorschein. In der Spätbronzezeit, als wiederum eine mit Palisaden umgebene, zentral im südlichen Federseeried gelegene Siedlung, die „Wasserburg“, bestand, dürften erneut Bohlenwege über das Moor geführt haben. Mit der bronzezeitlichen Besiedlung kam es zur endgültigen Herausbildung offener Kulturlandschaft und zur Entstehung von Weidegrünland.

7 Freilegung eines Hauses der Siedlung Bad Buchau-Torwiesen II, um 3280 v. Chr. Sichtbar werden Pfosten einer Hauswand und der Unterbau des Fußbodens, dessen Holzbelag sich partiell (am rechten Bildrand) erhalten hat.

### Siedelaktivitäten in der Eisenzeit

Für die Eisenzeit sind wiederum Moorwege zur Insel Buchau nachgewiesen, die offenbar weiteren Siedlungen Schutz bot. Eine Klimaschwankung hatte um 850 v. Chr. zur Aufgabe der Moorsiedlungen gezwungen. Vom Bodensee bis zum Neuenburger See wurden in diesen Jahren die Pfahlbausiedlungen für immer verlassen. Wir waren deshalb sehr erstaunt, als bei Oggelshausen eisenzeitliche Pfahlstrukturen und Siedlungsreste im Flachwasser einer subfossilen, heute nicht mehr bestehenden Bachmündung weit im ehe-

6 Bergung eines Vollscheibenrades am Rande der Siedlung Alleshausen-Grundwiesen. Deutlich erkennt man das rechteckige Achsloch und die Einschubleisten, mit denen das Rad aus zwei Teilen zusammengefügt war.



8 Bohlenweg der Mittleren Bronzezeit bei Bad Buchau. Im quer zur Trasse angelegten Ausgrabungsschnitt werden drei Etappen des Wegebaus sichtbar.



maligen Seebecken zum Vorschein kamen. Es stellte sich heraus, dass sehr kleine Pfahlhäuser über Fischfanganlagen errichtet waren, deren Leitwerke trichterförmig unter den Hütten zusammen liefen. Tongeschirr und weitere, durchaus nicht ärmliche Siedlungsabfälle zeigen, dass hier zumindest saisonal gewohnt wurde. Die Anlagen dienten nach Ausweis zahlreicher Knochenfunde vor allem dem Fang von Hechten, daneben auch als Jagdstützpunkte. Die Hechte waren geköpft und, vermutlich über den vorhandenen Feuerstellen geräuchert, zum Abtransport bestimmt, denn es fanden sich vor allem Reste vom Kopfskelett. Die mit Brettern, Pfosten und

Stangen aufwändig gebauten, bis zu 20 m langen Leitwerke besserte man zwischen 730 und 620 v. Chr. mehrfach aus und hielt sie somit über rund 100 Jahre in Funktion. Die Besiedlung der Feuchtgebiete des Federseemoores endete also, wie sie begonnen hatte, mit Fischern und Jägern. Die eisenzeitlichen Fanganlagen gingen aber weit über die losen Netzsenkeransammlungen und Stangensetzungen steinzeitlicher Fischfangplätze hinaus und lassen gewerbliche Spezialisierung erkennen. Die Siedlungsschwerpunkte hatten sich indessen bereits auf die Insel Buchau und ins Hinterland des Sees verlagert.

Für etwa 3800 Jahre waren die Feuchtgebiete des Federsees als Siedlungsgelände aufgesucht worden. Der Vorgang gibt sich nicht als Kontinuum, sondern als ein von Seespiegelanstiegen und Siedlungsdynamik vielfach unterbrochener Prozess zu erkennen. Im archäologischen Fundmaterial aller Epochen nachweisbare, weit reichende Kulturkontakte zeigen dabei, dass die ablesbaren Stadien der Entwicklung nicht als Sonderfall einer peripheren Kleinlandschaft abgetan werden können. Der Federsee war, unweit der Oberen Donau und an einer nach Süden zum Bodensee und über die Alpen führenden Verkehrsachse gelegen, in das weiträumige Geschehen Mitteleuropas eingebunden. Dies verleiht den hier unter günstigen Erhaltungsbedingungen gewonnenen Erkenntnissen besondere Bedeutung.

Es ist deshalb besonders erfreulich, dass es durch Flächenerwerb mit Sondermitteln des Finanzministeriums und durch enge Zusammenarbeit mit dem Naturschutz in zunehmendem Maße ge-

9 Eisenzeitliche Fischfanganlage in der Station Oggelshausen-Bruckgraben. Aus Brettern und Stangen gebaute Leitwerke führen trichterförmig unter ein kleines, im vorliegenden Ausgrabungsstadium nur noch durch einige Pfosten erkennbares Pfahlhaus. In die Engstelle wurden offenbar Reusen gesetzt und vom Haus aus bedient.



lingt, neue Schutzgebiete auszuweisen und in archäologischen und ökologischen Kernzonen den Moorwasserpegel zu stabilisieren und anzuheben. Der drohenden Austrocknung großer Moorflächen und der damit unweigerlich verbundenen Zerstörung der archäologischen Fundstätten wird damit entgegengewirkt.

#### Literatur:

A. Billamboz, Zur dendrochronologischen Datierung der Bohlenwege an der Wuhrstrasse, westlich von Bad Buchau, Kreis Biberach. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 21, 1997, 50–52.  
Ch. Bollacher, Die endneolithische Siedlung im Dulenried bei Bad Buchau, Lkr. Biberach. Fundberichte aus Baden-Württemberg 25, 2002 (im Druck).  
M. Heumüller, Die Bohlenwege des Federseemoors. NAU Nachrichtenblatt Arbeitskreis Unterwasserarchäologie 7, 2000, 75–80.  
W. Hohl, M. Heumüller u. H. Schlichtherle, Neolithische Siedlungen in den „Torwiesen“ und weitere Erkenntnisse über Bohlenwege bei der Wuhrstrasse von Bad Buchau, Kreis Biberach. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 21, 1997, 48–52.  
J. Kind, Die letzten Wildbeuter. Henauhof Nord II und das Endmesolithikum in Baden-Württemberg. Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg 39 (Stuttgart 1997).  
J. Köninger, Zum vorläufigen Abschluß der Sondagen in der eisenzeitlichen Fischfanganlage bei Oggeshausen-Bruckgraben, Kreis Biberach. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 23, 2000, 59–62.  
H. Liese-Kleiber, Pollenanalysen zur Geschichte der Siedlungslandschaft des Federsees vom Neolithikum bis ins ausgehende Mittelalter. In: Festschrift Zoller. Dissertationes Botanicae 196 (Berlin-Stuttgart 1993) 347–368.  
K. Müller, Die Station Henauhof I im südlichen Federseemoor und die Kulturgruppen am Übergang vom Mittel- zum Jungneolithikum im südwestdeutschen Alpenvorland. Sondagen 1988 und 1989. In: Berichte zu Ufer- und Moorsiedlungen Südwestdeutschlands III. Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg 52 (Stuttgart 2000) 9–108.  
H. Schlichtherle, Die Goldberg III Gruppe in Oberschwaben. In: H. Schlichtherle u. M. Strobel (Hrsg.), Aktuelles zu Horgen – Cham – Goldberg III – Schnurkeramik in Süddeutschland. Hemmenhofener Skripte 1 (Freiburg i.Br. 1999) 35–48.

#### Zeitgenossen des Gletschermannes am Federsee ausgegraben – ausgewertet – ausgestellt

Sonderausstellung des Landesdenkmalamtes  
in Zusammenarbeit mit dem Federseemuseum Bad Buchau  
28. Juli bis 3. November 2002  
täglich 10 bis 18 Uhr

Die Ausstellung präsentiert wichtige Neufunde und aktuelle Grabungsergebnisse aus dem Federseegebiet. Ab Ende Juli wird sie im Federseemuseum und während der Grabungssaison auch auf dem Ausgrabungsgelände in den „Torwiesen“ beim Moorheilbad Bad Buchau gezeigt, wo zudem die Gelegenheit besteht, sich über die laufenden Ausgrabungen zu informieren.

Weitere Informationen:

*Federseemuseum Bad Buchau*  
*88422 Bad Buchau (Kr. Biberach)*  
*Tel. 07582/8350*  
*Fax 07582/93 38 10*  
*federseemuseum@t-online.de*  
*www.dhm.de/museen/federsee*  
*www.landesmuseum-stuttgart.de*

H. Schlichtherle, Neue Baubefunde und eine Scherbe der Badener Kultur in der endneolithischen Moorsiedlung Torwiesen II, Bad Buchau, Kreis Biberach. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 24, 2001, 38–42.

H. Schlichtherle, Die jungsteinzeitlichen Radfunde vom Federsee und ihre kulturgeschichtliche Bedeutung. In: H. Schlichtherle, J. Köninger, M. Mainberger u. M. Vosteen, Schleife, Schlitten, Rad und Wagen – Zur Frage früher Transportmittel nördlich der Alpen. Hemmenhofener Skripte 3 (Freiburg i. Br. 2002) 9–34.

H. Schlichtherle u. M. Strobel (Red.), Archäologie und Naturschutz im Federseemoor. Begleitheft zur Ausstellung im Europarat Straßburg 1999 (Stuttgart 1999).

M. Strobel, Die Schussenrieder Siedlung Taubried I (Bad Buchau, Kr. Biberach). Ein Beitrag zu den Siedlungsstrukturen und zur Chronologie des frühen und mittleren Jungneolithikums in Oberschwaben (Stuttgart 2000).

*Dr. Helmut Schlichtherle*  
*LDA · Archäologische Denkmalpflege*  
*Fischersteig 9*  
*78343 Gaienhofen-Hemmenhofen*



# Das „Freilichtmuseum Heuneburg“ an der Oberen Donau Rekonstruierte Geschichte

*Sie ist ein Kulturdenkmal von europäischem Rang. Die Rede ist von der „Heuneburg“, einer Höhensiedlung, die auf einem natürlichen Geländesporn am linken Talrand der Donau gelegen ist, wenig nordwestlich der kleinen ober-schwäbischen Ortschaft Hunderringen, Gemeinde Herbertingen (Kr. Sigmaringen) (Abb. 1). Ihren überregionalen Bekanntheitsgrad verdankt die Heuneburg den Aufsehen erregenden Ergebnissen der archäologischen Ausgrabungen des Instituts für Vor- und Frühgeschichte der Universität Tübingen in den Jahren 1950–1979.*

Hartmann Reim

Die Geschichte des Platzes reicht von der Jungsteinzeit bis ins Hohe Mittelalter. Eine Hochblüte erlebte die Heuneburg in der frühkeltischen Eisenzeit. Vom ausgehenden 7. Jahrhundert v. Chr. bis in die Zeit um 400 v. Chr. wurde das Hochplateau kontinuierlich besiedelt und zehnmal mit einem Befestigungsring umzogen. Im Innenraum konnten vierzehn übereinander liegende Siedlungshorizonte nachgewiesen werden. Hält man sich die Vielschichtigkeit des Siedlungshügels über der Donau vor Augen, so verwundert es nicht, dass die Heuneburg schon wenige Jahre nach Beginn der archäologischen Ausgrabungen als schwäbisches oder keltisches Troja bezeichnet worden ist.

## Der frühkeltische „Fürstensitz“

Die Grabungen haben ein regionales Machtzentrum erschlossen, einen so genannten Fürstensitz, mit zeitweise stadttähnlich verdichteten Bebauungsstrukturen, dessen wirtschaftlicher Hintergrund unter anderem in der Bronze- und Eisenverarbeitung zu sehen ist und von dem aus eine durch das Donaual ziehende alte Handelsstraße kontrolliert werden konnte. Eine nördlich der Alpen nach wie vor einzigartige Wehrmauer aus luftgetrockneten Lehmziegeln auf einem Kalksteinsockel, das älteste Beispiel für planmäßige Architektur im Barbaricum, Bruchstücke von Weinamphoren und Fragmente von griechischen Tongefäßen sind eindrucksvolle Zeugnisse für die vielfältigen Kontakte der Burgherren mit den Hochkulturen des mediterranen Südens im 6. und 5. Jahrhundert v. Chr. (Abb. 2 u. 3). Die auf Repräsentation nach außen und innen angelegte, turmbewehrte, verputzte und weiß getünchte Lehmziegelmauer und die regelhafte Bebauung der Burginnenfläche lassen die ab und an geäußerte Vermutung nicht ganz abwegig erscheinen, dass die von dem griechischen Geschichtsschreiber Herodot um die Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr. erwähnte Stadt Pyrene, die in der Nähe des Donauursprungs gelegen sein soll, mit der Heuneburg identisch sein könne.

Im Vorfeld der frühkeltischen Heuneburg erstreckte sich eine zeitgleiche offene Ansiedlung, die als Außensiedlung bezeichnet wird, und, wie die archäologischen Ausgrabungen der Tübinger Denkmalpflege in den Jahren 1954–63, 1978–82, 1988–89 und 2000 erwiesen haben, mit mindestens 10 Hektar den Burghügel an Fläche weit übertraf. Zusammen mit der lehmziegelmauerumwehrten Heuneburg fand die Außensiedlung



1 Blick von Norden auf die Heuneburg. Das etwa 300 m lange und 150 m breite Plateau erhebt sich 60 m über die Donauniederung. In der oberen Bildhälfte liegt die Staatsdomäne Talhof.

gegen Ende des 6. Jahrhunderts v. Chr. ein gewaltsames Ende. Auf dem einplanierten Ruinenfeld wurden in der Folgezeit vier monumentale Grabhügel aufgeschüttet, die Grablegen neuer Burgherren und ihrer Familien.

Gegen 400 v. Chr. wurde die Heuneburg durch eine verheerende Feuersbrunst gänzlich zerstört, von den Bewohnern verlassen und nicht wieder aufgebaut. Sie teilt dieses Schicksal mit anderen befestigten Plätzen im nordwestlichen Voralpenraum.

## Museum und archäologischer Wanderweg

Bereits wenige Jahre nach Abschluss der archäologischen Ausgrabungen konnte 1985 in der ehemaligen Zehntscheuer des Klosters Heiligkreuztal in Hundersingen das Heuneburgmuseum eröffnet werden, dessen Realisierung in enger Zusammenarbeit zwischen der Gemeinde Herbertingen, dem Verein Heuneburgmuseum e.V., dem Institut für Vor- und Frühgeschichte der Universität Tübingen, dem Württembergischen Landesmuseum Stuttgart und der Archäologischen Denkmalpflege an der Außenstelle Tübingen des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg erfolgte. Träger des Museums ist die Gemeinde Herbertingen. Bis zur Neugestaltung des Museums, die im Jahr 2001 erfolgte und auf die unten noch kurz eingegangen werden wird, lag die Betreuung des Museums in den Händen des Vereins Heuneburgmuseum e.V., der im vergangenen Jahr auf sein zwanzigjähriges Bestehen zurückblicken konnte. Anhand von Grabungsplänen, Rekonstruktionszeichnungen und einer aussagekräftigen Auswahl von Originalfunden konnte sich der Besucher u.a. über die Baugeschichte der Heuneburg und die wirtschaftlichen und kulturellen Kontakte ihrer Bewohner informieren. Randlich thematisiert wurden seinerzeit die Bestattungsplätze im Umkreis der Heuneburg. Das beispielhafte Engagement von Gemeinde und Verein wurde 1985 durch die Verleihung des Archäologiepreises der württembergischen Volks- und Raiffeisenbanken gewürdigt.

Wenige Jahre zuvor waren die archäologischen Denkmäler im Umfeld der Heuneburg in einen mit Erläuterungstafeln versehenen, etwa 8 km langen Rundwanderweg einbezogen worden (Abb. 5). Dieser beginnt beim Heuneburgmuseum in Hundersingen und führt über den 1897 angegrabenen frühkeltischen Großgrabhügel „Lehenbühl“ zur mittelalterlichen Turmhügelburg „Baumburg“, die, so ist zu vermuten, über einem Großgrabhügel errichtet wurde, und von dort zur Heuneburg. Im nordwestlichen Vorfeld der Burg können die vier Großgrabhügel jener



2 Die Lehmziegelmauer an der Südfront der Heuneburg mit Kalksteinsockel und Ziegelaufbau. Im Vordergrund verbrannte Holzteile des Wehgangs.



3 Auf dem Bildfries eines Volutenkraters (Mischgefäß) sind zum Kampf ausziehende Krieger dargestellt. Die auf der Heuneburg gefundene schwarzfigurige Scherbe gehört zu einem etwa 57 cm hohen Gefäß, das 520/510 v. Chr. in Griechenland gefertigt wurde.

Nekropole aufgesucht werden, die in der 2. Hälfte des 6. Jahrhunderts v. Chr. auf dem Ruinenfeld der zerstörten Außensiedlung errichtet worden sind. Drei der Hügel, die zwischen 1954 und 1989 vollständig ausgegraben wurden, sind wieder zur alten Höhe aufgeschüttet und 1993 in ein kleines Freilichtmuseum einbezogen worden (Abb. 6). Sie weisen Durchmesser von etwa 50 m auf und sind ungefähr 7 m hoch. Bei den Hügeln werden in den kommenden Jahren Nachbildungen frühkeltischer Grabstelen aufgestellt finden. Vom Grabhügelriedhof führt der Wanderweg durch Waldgelände in westliche Richtung und nach der Durchquerung des „Soppenbachtals“ wird der „Hohmichele“ erreicht, der mit einem Durchmesser von etwa 85 m und einer Höhe von nahezu 13 m zu den größten keltischen Grabmonumenten Mitteleuropas zählt. 1937/38 wurden Grabungen im Zentrum und in der Osthälfte des Hügels durchgeführt. Das Zentralgrab, eine 5,7 m lange und 3,5 m breite Holzbohlenkammer, war nur kurze Zeit nach der Beisetzung eines Mannes und einer Frau nahezu vollständig ausgeplündert worden. Einige im Raubschacht zurückgelassene Gegenstände aus Metall erlauben die Datierung des Grabes in das ausgehende 7. Jahrhundert und es ist nicht unwahrscheinlich, dass im Zentrum des Hügels einer der Gründer der Heuneburg seine letzte Ruhe gefunden hat. Wenige Meter vom „Hohmichele“ entfernt liegt eine Viereckschanze aus spätkeltischer Zeit. Von dort führt der Wanderweg nach Hundersingen zurück.



4 Die Luftaufnahme zeigt die Heuneburg von Osten. In der rechten Bildhälfte sind die wieder aufgeschütteten Hügel 1 und 2 des Bestattungsplatzes im „Gießbübel/Talhou“ zu erkennen. 1876 haben dort erste Grabungen stattgefunden.

#### EU-Förderung für das Freilichtmuseum Heuneburg

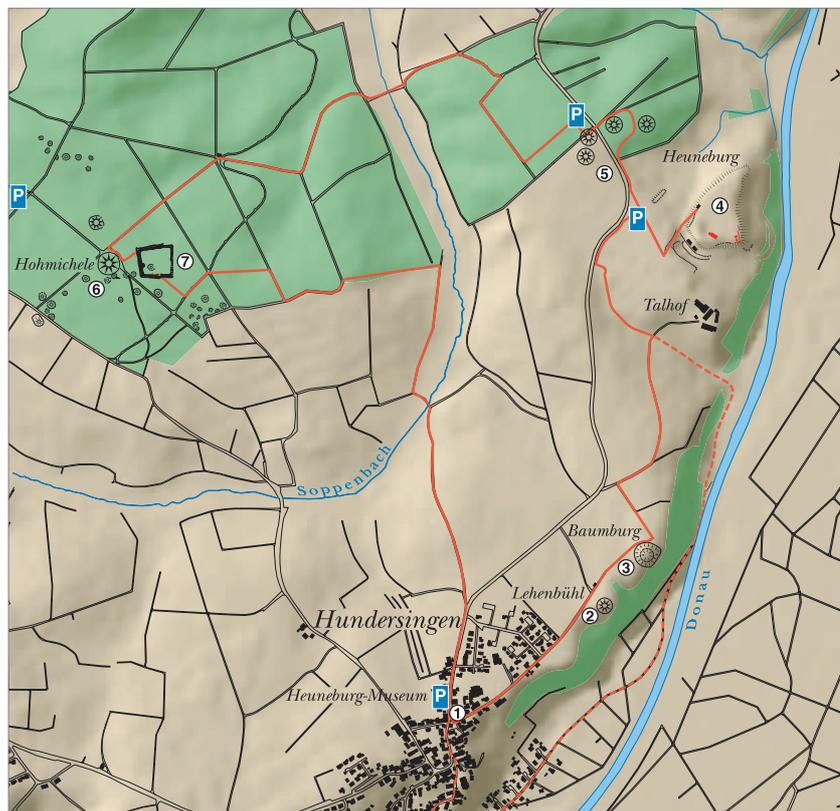
Überlegungen, auf der Heuneburg ein Freilichtmuseum einzurichten und hierfür Teile der ergrabenen keltischen Baubefunde als Modell im Maßstab 1:1 zu rekonstruieren und für Besucher am originalen Fundort erlebbar zu machen, sind schon während der Ausgrabungen und vor allem nach der Eröffnung des Heuneburgmuseums immer wieder angestellt worden. Im Sinne einer öffentlichkeitswirksamen, vor allem aber lebendigen und begreifbaren Vermittlung von Archäologie wurde von Beginn an angestrebt, das Freilichtmuseum mit den am Wanderweg gelege-

nen Denkmälern und dem Heuneburgmuseum in Hundersingen zu einem Archäologischen Park zu verbinden. Ein erster Schritt in diese Richtung war die bereits erwähnte Einrichtung eines kleinen Freilichtmuseums bei dem Grabhügelfriedhof im nordwestlichen Vorfeld der Heuneburg im Jahr 1993 (Abb. 6).

Mit den konkreten Planungen für das Freilichtmuseum auf der Heuneburg, dem Kernstück des Archäologischen Parks, konnte Ende 1996 begonnen werden, nachdem das Projekt in das LEADER II-Programm der Europäischen Union zur Förderung strukturschwacher Räume aufgenommen worden war und zwar als Teil eines kreisüberschreitenden Kooperationsprojektes. LEADER (= Liaison entre actions de développement de l'économie rurale) ist eine Initiative der Europäischen Union und des Landes Baden-Württemberg zur Innovation im Dienste des ländlichen Raumes. Der LEADER II-Aktionsgruppe Oberschwaben gehören 31 Gemeinden der Landkreise Alb-Donau-Kreis, Biberach und Sigmaringen an. Im Rahmen dieses Kooperationsprojektes entstand in Bad Buchau am Federsee im Kreis Biberach, angrenzend an das bereits bestehende Federseemuseum, die Rekonstruktion von vier Dorfausschnitten zeitverschiedener jungsteinzeitlicher und bronzezeitlicher Dörfer mit insgesamt 12 Häusern. Trägerin des Freilichtmuseums am Federsee, dem auch ein archäologischer Wanderweg angeschlossen ist, ist die Stadt Bad Buchau. In Kanzach, Kreis Biberach, ist die Rekonstruktion einer mittelalterlichen Turmhügelburg entstanden, und in Mengen-Ennetach, Kr. Sigmaringen, konnte 2001 das ebenfalls EU-geförderte Römermuseum eingeweiht werden.

#### Das Keltenmuseum Heuneburg in Hundersingen

Die Möglichkeit zur vollständigen Neugestaltung des Heuneburgmuseums in Hundersingen eröffnete sich 1999, nachdem das Museumsprojekt auf Antrag der Gemeinde Herbertingen nachträglich in das LEADER II-Programm aufgenommen worden war. Die Realisierung des Vorhabens wäre jedoch ohne das außergewöhnliche, auch finanzielle Engagement der Gemeinde Herbertingen, nicht möglich gewesen. Das von bekannten Stuttgarter Gestaltern konzipierte, moderne Mu-



5 Plan des archäologischen Wanderweges (rote Markierung). 1 Heuneburgmuseum; 2 Großgrabhügel Lehenbühl; 3 mittelalterliche Turmhügelburg „Baumburg“; 4 Freilichtmuseum Heuneburg; 5 Grabhügelgruppe im „Gießbübel/Talhou“; 6 Großgrabhügel Hohmichele; 7 spätkeltische Viereckschanze.

seum, das zukünftig unter dem neuen Namen „Keltenmuseum Heuneburg“ firmieren soll, ist seit dem vergangenen Jahr wieder der Öffentlichkeit zugänglich (Abb. 6–8). Gezeigt wird ein repräsentativer Querschnitt der bei den Grabungen zutage gekommenen Funde, darunter Fragmente griechischer Keramik, als Zeugnisse für die Kontakte der Heuneburg-Bewohner zu den Hochkulturen im mediterranen Süden. Ferner bietet das Museum einen Überblick über die frühkeltische Besiedlung der Donauregion im Umkreis der Heuneburg und deren 200-jährige Baugeschichte. Mehrere Inszenierungen vermitteln Einblicke in das tägliche Leben der Heuneburg-Bewohner. Zu erwähnen ist schließlich der naturgetreue Nachbau einer Grabkammer aus dem „Hohmichele“. Der weitere Ausbau des Museums, insbesondere durch audiovisuelle Medien, wird in den kommenden Jahren erfolgen.



6 Die beiden 1993 aufgeschütteten Hügel 1 und 2 der Nekropole im Vorfeld der Heuneburg. Jenseits der Straße ist der in den Jahren 1954–63 ausgegrabene Hügel 4 zu erkennen.

dem so genannten Donautor aufgebaut. Die Vorbilder für Mauern aus luftgetrockneten Lehmziegeln finden sich in der griechischen und etruskischen Wehrarchitektur. Die Lehmziegelmauer der Heuneburg ist demnach nicht nur das bislang einzige Beispiel mediterraner Befestigungstechnik nördlich des Alpenbogens, sondern auch ein eindrucksvolles Zeugnis für die Kontakte der Heuneburg-Herren zu klassischen Hochkulturen des Mittelmeerraums im 6. vorchristlichen Jahrhundert. Das Donautor soll zudem den Bezug der Heuneburg zur Donau und der im Tal verlaufenden alten Handelsstraße verdeutlichen (Abb. 11). Die neue Lehmziegelmauer wurde auf den originalen Kalksteinsockel aufgesetzt, Fehlstellen sind sorgfältig ausgebessert worden. Das hierfür benötigte Steinmaterial stammt aus einem gut 4 km östlich der Heuneburg gelegenen Steinbruch, der wohl bereits in keltischer Zeit in Betrieb war. Die Höhe des Mauerkörpers über dem Kalksteinfundament wurde mit 3 m angenommen. Die bei den Grabungen nachgewiesenen Ziegel waren quadratisch oder rechteckig mit Seitenlängen zwischen 40 cm und 54 cm und einer Dicke von circa 9 cm. Bei den quadratischen Platten überwiegt das Format 40 cm auf 40 cm. Aus Zeitgründen konnten die Ziegel mehrheitlich nicht manuell gefertigt werden. Sie wurden in einer Ziegelei hergestellt und in einem Ofen getrocknet. Mit Abmessungen von 40 cm auf 25 cm auf 9 cm weichen sie geringfügig von den originalen Ziegeln ab.

7 Die Inszenierung im Eingangsbereich des Heuneburgmuseums mit einer Hafenszene soll den Besucher gedanklich in die Welt des Mittelmeers versetzen und die Kontakte der Heuneburg-Herren mit dem Süden symbolisieren.

8 Empore des neu gestalteten Heuneburgmuseums. Die illustrierten Erläuterungstexte zu den einzelnen Themen sind auf von hinten beleuchteten Kunststoff-Fahnen gedruckt. Die Funde werden in Flach- und Hochvitriolen präsentiert.



### Das Freilichtmuseum in der Südostecke der Heuneburg

Zurück zum Freilichtmuseum. Als Standort wurde die Südostecke des Burgplateaus gewählt (Abb. 10). Hierbei spielten neben denkmalschutzrechtlichen auch pädagogisch-didaktische Erwägungen eine Rolle. Da der Südostteil des Burghügels vollständig ausgegraben ist, wird mit der Rekonstruktion nicht in archäologische Substanz eingegriffen, auch wird das Erscheinungsbild des in das Denkmalbuch des Landes Baden-Württemberg eingetragenen Kulturdenkmals durch eine Rekonstruktion in diesem Bereich nicht in Mitleidenschaft gezogen. Der Gemeinderat von Herbertingen stimmte im Juli 1997 dem Museumsprojekt zu, die Zustimmung des Regierungspräsidiums Tübingen als Höherer Denkmalschutzbehörde konnte im April 1998 erfolgen, nachdem die Vorplanungen abgeschlossen und ein Baugesuch eingereicht worden war.

### Die Lehmziegelmauer: mittelmeerische Architektur auf der Heuneburg

In einem ersten Bauabschnitt wurde ein etwa 80 m langes Teilstück der Lehmziegelmauer mit





9 Die von einem Stuttgarter Künstler gestaltete Schaufensterwand im Obergeschoss des Museums bietet in fünf Szenen Einblicke in das Leben der Heuneburg-Bewohner und soll den Betrachter auf den Besuch des Freilichtmuseums einstimmen. 1 Alltag auf der Heuneburg; 2 Frauen beim Hauswerk; 3 In der Schmiedewerkstatt.

10 Übersichtsplan des Freilichtmuseums auf der Heuneburg. 1 Lehmziegelmauer mit Donator und drei Gebäuden (die oberirdisch markierten Hausgrundrisse sind hellgrün dargestellt). 2 Der Großbau. Die roten Punkte auf dem Parkplatz und im Freilichtmuseum bezeichnen die Standorte von Erläuterungstafeln. Die rote Linie gibt den Verlauf des archäologischen Wanderweges wieder.

Bei den Grabungen wurde festgestellt, dass die Außenseiten der Lehmziegelmauer mit einem mehrlagigen Lehmverputz versehen und weiß gekalkt waren.

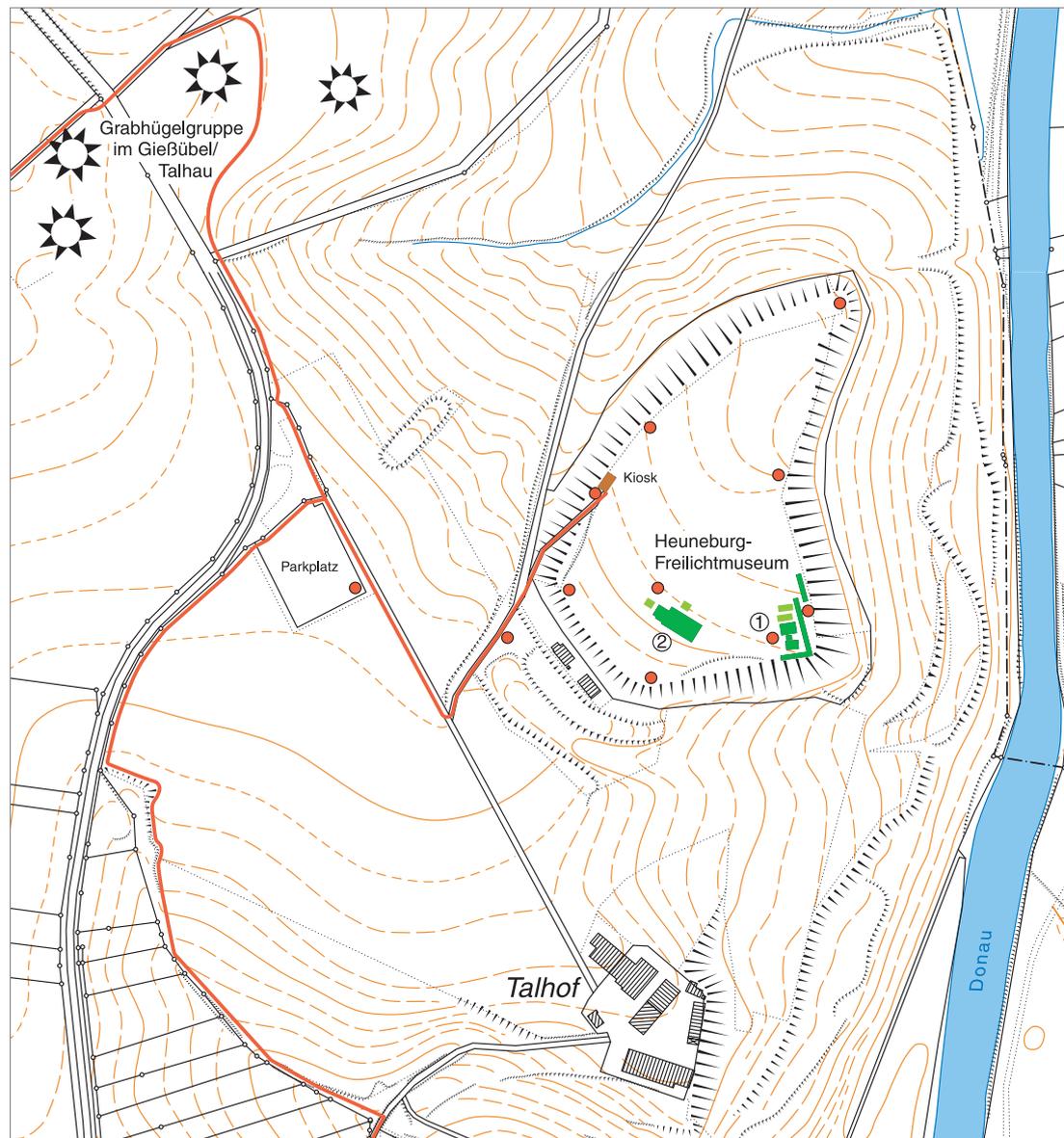
Reste verbrannter Holzbalken, die im Mauerbereich angetroffen wurden, lassen den Schluss zu, dass auf den Mauerkörper ein hölzerner Wehgang aufgesetzt war. Nicht nachgewiesen ist seine Konstruktion sowie die Dachform und deren Eindeckung. Bei der Rekonstruktion wurde ein Satteldach mit geringer Dachneigung und Schindeldeckung gewählt, um die fremdländische Wehrmauer optisch von den einheimischen Bauten im Burginnern abzusetzen. Für die tragenden Teile des Wehgangs wurden Eichenbalken verwendet, die Dachsparren sind aus Fichte, wie die Schindeln, zu deren Befestigung Nägel aus Ulmenholz verwendet wurden. Die Bauhölzer wurden aus Zeit- und Kostengründen maschinell vorgesägt und anschließend von Hand gebeilt und zugerichtet (Abb. 12).

Größter Wert wurde auf die handwerklich sorg-

fältige Ausführung der Holzarbeiten gelegt, um so den Besuchern eine Vorstellung vom hohen Stand des Zimmermannshandwerks in frühkeltischer Zeit zu vermitteln.

#### Rekonstruierte Gebäude: Wohnhaus, Werkstatt, Speicher

Im ersten Bauabschnitt wurden ferner drei Gebäude einer unmittelbar an die Lehmziegelmauer anschließenden Häuserzeile aufgebaut: ein Wohnhaus (8,50 m auf 5,60 m), ein vom Boden abgehobener Speicher (3,40 m auf 2,60 m) und ein Werkstattgebäude (Abb. 13). Der Werkstattbau ist etwa 10,60 m lang und 7,40 m breit. Es handelt sich um einen Pfostenbau. Die eingetieften, rechteckigen Holzpfosten waren unmittelbar über dem Boden und an den Wandflächen mit Querriegeln verbunden. Die dabei entstandenen Gefache wurden mit Bohlen, Brettern oder Flechtwerk ausgefüllt. Die Hauswände trugen einen weiß getünchten Lehmverputz. Der Fußbo-



den des Gebäudes bestand aus gestampftem Lehm. Im Westteil konnten die Überreste einer großen Ofenanlage nachgewiesen werden. Kleinteiliger Schmiedeabfall, darunter angeschmolzene Bronzeteilchen weisen darauf hin, dass es sich um eine Buntmetall verarbeitende Werkstatt gehandelt hat.

Wie die Lehmziegelmauer wurden auch die drei Holzbauten an ihrem originalen Standort errichtet. Die Grundflächen weiterer Gebäude werden durch ebenerdige Pfostensetzungen kenntlich gemacht, um so dem Besucher ein Bild von der planvollen, stadtähnlichen Bebauung im Südosten der Heuneburg zu vermitteln.

Grundlage für die Rekonstruktionen waren die bei den Grabungen auf der Heuneburg und zeitgleichen Fundplätzen aufgedeckten Baubefunde, so beispielsweise die Pfostenstellungen mit den Abmessungen der Pfostenquerschnitte oder Hinweise auf verschiedenartige Holzverbindungen. Alle Arbeitsschritte wurden in einer Arbeitsgruppe besprochen, der neben dem Bürgermeister der Gemeinde Herberlingen die Leiterin des Museumsprojektes, der bauleitende Architekt, die verantwortlichen Bauhandwerker (Zimmermann und Lehmbauer), Bauhistoriker und Vertreter des Landesdenkmalamtes angehörten.

### Der herrschaftliche Großbau

In einem zweiten Bauabschnitt erfolgte der Wiederaufbau eines Großbaues, der einst gegen Ende des 6. Jahrhunderts v. Chr. nach der Zerstörung der Lehmziegelmauer errichtet worden war. Er ist 24,50 m lang und 14 m breit und besitzt mit einem 8,40 m langen und 7,70 m breiten Anbau eine Grundfläche von über 400 Quadratmetern (Abb. 14). Zusammen mit mindestens zwei Nebengebäuden, darunter einem Webhaus, bildete er ein herrschaftliches Anwesen, das von einem Holzzaun umgrenzt wurde. Die Grundflächen der beiden Nebengebäude sollen vorerst durch Pfostensetzungen markiert werden, ihr Wiederaufbau wäre wünschenswert. Um dem Besucher den Eindruck von einem herrschaftlichen Anwesen mit Wohn- und Nebengebäuden zu geben und die Unterschiede zu den regelhaften, stadtähnlichen Bebauungsstrukturen der lehmziegelmauerzeitlichen Heuneburg aufzuzeigen, wurde der Großbau bewusst mehrere Meter nach Nordwesten verschoben, auch liegt sein Fußbodenniveau etwa um 1 m höher als in keltischer Zeit. In dem Gebäude, das mit einem abgewalnten, reetgedeckten Dach versehen wurde und eine Firsthöhe von etwa 9 m aufweist, sind die für den Betrieb des Freilichtmuseums erforderlichen sanitären Einrichtungen untergebracht worden. Die Räumlichkeiten können für Sonder-



ausstellungen, Filmvorführungen, museumspädagogische Aktionen jeglicher Art sowie für Vortragsveranstaltungen genutzt werden. Im Frühjahr 2000 wurde das Freilichtmuseum auf der Heuneburg eröffnet (Abb. 15).

### Das Freilichtmuseum Heuneburg: Probleme und Chancen

In-situ-Rekonstruktionen archäologischer Denkmäler haben einen hohen Anschauungs- und Informationswert für den Besucher, da ein Modell im Maßstab 1:1 am originalen Standort zweifellos mehr über das archäologische Objekt aussagen und Erkenntnisse und Vorstellungen vermitteln kann, als es zeichnerische Rekonstruktionen und Erläuterungen im Museum oder im Gelände vermögen. Auf der Heuneburg haben sich Besu-

*11 Freilichtmuseum Heuneburg. Lehmziegelmauer mit überdachtem Wehrgang und Donator. Das Tor ermöglichte den Zugang zu einer vermuteten Schiffslände am Fuße der Heuneburg und zur Handelsstraße jenseits der Donau.*



*12 Freilichtmuseum Heuneburg. Blick in den Wehrgang über dem Donator.*



13 Freilichtmuseum Heuneburg. Die drei rekonstruierten Bauten einer Häuserzeile der lehmziegelmauerzeitlichen Heuneburg.

cher vor dem Beginn der Rekonstruktionsarbeiten für das Freilichtmuseum immer wieder in diesem Sinne geäußert. Es soll aber auch nicht in Abrede gestellt werden, dass In-situ-Rekonstruktionen durchaus Probleme in sich bergen können. Was das Freilichtmuseum auf der Heuneburg anbetrifft, ist in diesem Zusammenhang in erster Linie auf die infrastrukturelle Erschließung des Burghügels hinzuweisen, so war zum Beispiel die Errichtung eines Kioskes mit kleinem Museumsshop am Westrand des Burgplateaus beim Zugangsweg zum Freilichtmuseum erforderlich, auch musste der bestehende Parkplatz im Vorfeld der Heuneburg vergrößert werden. Wenngleich die für die Realisierung des Freilichtmuseums Verantwortlichen der Auffassung sind, dass der kleine Flachdachbau und dessen zurückhaltende architektonische Gestaltung denkmalverträglich ist und das Erscheinungsbild der Heuneburg nicht beeinträchtigt, sei nicht verschwiegen, dass es auch kritische Stimmen zu dem Kiosk und zum Freilichtmuseum überhaupt gegeben hat und wohl auch noch gibt.

Ziel der Einrichtung des Freilichtmuseums auf der Heuneburg war es, im Sinne eines sanften Tourismus, das Kulturdenkmal für größere Besucherzahlen als bislang zu erschließen, ohne dabei sein Erscheinungsbild ungebührlich zu beeinträchti-

gen. Dass es sich hierbei um eine beschwerliche Gratwanderung handeln würde, war allen Beteiligten von Anbeginn an klar. Auch in Zukunft wird viel Fingerspitzengefühl erforderlich sein, soll den Belangen der Besucher und Betreiber des Freilichtmuseums ebenso Rechnung getragen werden, wie denen der Facharchäologen und Denkmalpfleger.

Die Kritiker des Projektes sollten sich aller Vorbehalte zum Trotz daran orientieren, dass das auf der Heuneburg entstandene Freilichtmuseum hervorragend geeignet ist, frühe Geschichte und Archäologie einer breiten Öffentlichkeit wissenschaftlich fundiert erlebbar und begreifbar zu machen und darüber hinaus Verständnis für Landesarchäologie und Denkmalpflege zu wecken. Die vielfältigen Veranstaltungen, Führungen und museumspädagogischen Aktivitäten auf der Heuneburg leisten hierzu einen wichtigen Beitrag.

Das Freilichtmuseum auf der Heuneburg und das Keltenmuseum in Hundertingen stellen ohne Zweifel eine willkommene Bereicherung der vielfältigen Museumslandschaft Oberschwabens dar. Zusammen mit dem Federseemuseum in Bad Buchau und dem dortigen Freilichtmuseum sowie dem Römermuseum in Mengen-Ennetach ermöglichen sie eine lehrreiche und lebendige Zeitreise in die frühe Geschichte unseres Landes.

14 Der zu einer Hofstelle gehörende herrschaftliche Großbau als Beispiel für die Neustrukturierung der Bebauung auf der Heuneburg nach der Zerstörung der Lehmziegelmauer.



## Literatur:

H. Reim, Der Archäologische Park „Keltischer Fürstentum Heuneburg“ (Baden-Württemberg) – Denkmalpflegerische, denkmalschutzrechtliche und wissenschaftliche Aspekte. In: Kulturparks – Erbe und Entertainment. Publikationsreihe der Arbeitsgemeinschaft Donauländer 2 (St. Pölten 2000) 27–33.

S. Rieckhoff / J. Biel (Hrsg.), Die Kelten in Deutschland. Stuttgart 2002, 362–368 (mit weiterer Literatur zur Heuneburg).

H. Schmidt, Archäologische Denkmäler in Deutschland – rekonstruiert und wiederaufgebaut. Archäologie in Deutschland, Sonderheft 2000.

*Prof. Dr. Hartmann Reim  
LDA · Archäologische Denkmalpflege  
Alexanderstraße 48  
72072 Tübingen*

## Freilichtmuseum Heuneburg

Keltenmuseum Hundesingen  
Herbertingen-Hundesingen  
(Kr. Sigmaringen)

### Öffnungszeiten

1. April bis 1. November

Dienstag bis Sonntag: 10–16.30 Uhr

Juli und August

Dienstag bis Sonntag: 10–18 Uhr

Montags geschlossen

### Weitere Informationen:

*Heuneburgmuseum*

*Ortsstraße 2*

*88518 Hundesingen*

*Telefon / Fax: 07586 / 9173 03*

*flm.heuneburg@t-online.de*

*www.heuneburg.de*



15 Das Freilichtmuseum Heuneburg von Südosten aus gesehen. Die schmalen Zugangswege und die Freiflächen für museumspädagogische Aktionen werden im Laufe der Zeit ein schotterrasenartiges Aussehen erhalten, sodass der Bereich des Freilichtmuseums auch optisch in die Fläche der Heuneburg eingebunden wird und nicht als Fremdkörper erscheint. In der Bildmitte, am Eingang zum Freilichtmuseum, liegt der Kiosk. Im Bildhintergrund erhebt sich Hügel 1 des nach der Zerstörung der Außensiedlung angelegten Grabhügelfriedhofes.



# Viereckschanze Riedlingen „Klinge“ Späte Kelten in Oberschwaben

*Neben den Grabhügeln zählen die sog. Viereckschanzen in Süddeutschland zu den augenfälligsten Zeugnissen aus vorgeschichtlicher Zeit. Es handelt sich um meist hektargroße und annähernd rechteckige Anlagen mit Wall und Graben, die stets über nur einen Zugang verfügen. Im oberschwäbischen Gebiet zwischen dem donauseitigen Rand der Schwäbischen Alb, dem Hegau, dem Bodensee und der Iller sind derzeit etwa 30 dieser markanten Bodendenkmale bekannt, allein zwölf aus den Kreis Biberach.*

Christian Bollacher / Friedrich Klein

## Zum Wandel der Anschauungen

Sagen, die sich bisweilen um die „Viereckschanzen“ ranken, bekunden ebenso eine vorwissenschaftliche Suche nach Erklärung wie die Bezeichnungen „Schlossbühl“, „Schweden-“ oder „Bauernschanze“, die hie und da seit alters überliefert sind. Zumeist suchte man den historischen Ursprung dieser rätselhaften Bauwerke in den Geschehnissen der Bauernaufstände oder des Dreißigjährigen Krieges.

Aus der systematischer werdenden Beschäftigung mit den heimischen Vorgeschichtsquellen erwuchs jedoch im 19. Jahrhundert die Anschauung, dass man römische Truppenlager vor sich habe, möglicherweise auch einheimische Militäranlagen nach deren Vorbild, die zu Zeiten der römischen Okkupation Süddeutschlands entstanden seien. Die erste planmäßige Ausgrabung einer Viereckschanze, die im Jahr 1896 bei Hardheim-Gerichtstetten im Neckar-Odenwald-Kreis durchgeführt wurde, stützte dann allerdings die Ansicht derer, die einen vorrömischen, keltischen Ursprung solcher Anlagen erwogen hatten. Funde und Befunde sprachen für ein Gehöft aus spätkeltischer Zeit. Wenngleich sich diese Deu-

tung als Hofanlage vorerst nicht durchsetzen konnte, so bestätigten doch die nachfolgenden Grabungen die vorrömische Zeitstellung der Viereckschanzen. Zu Beginn des vergangenen Jahrhunderts beschränkten sich solche Untersuchungen allerdings auf kleinflächige Schürfungen sowie Wall- und Grabenschnitte in besser erhaltenen Anlagen, die häufig in dicht bewaldetem Gelände lagen. Angewandt wurde mithin eine Grabungstechnik, die – aus heutiger Sicht – ungeeignet war, eine lockere und von größeren Freiflächen geprägte Innenbebauung zu erfassen. So konnte sich zeitweise die irrige Ansicht etablieren, dass im Schanzeninneren überhaupt kein Gebäude oder eine nur sehr spärliche Bebauung vorhanden gewesen sei, dass Wall und Graben vielmehr einen offenen Platz umhegen sollten, welcher der Bevölkerung umliegender Weiler und Gehöfte bei äußerer Bedrohung Schutz bieten konnte. Man rechnete die Viereckschanzen den „Fliehburgen“ zu und dachte wiederum an Anlagen militärischer Zweckbestimmung.

Es ist vielleicht kein Zufall, dass diese militärische Deutungen nach den verheerenden Erfahrungen des Ersten Weltkrieges mehr und mehr ins Hin-

1 Riedlingen, Kr. Biberach, Ausgrabung „Klinge“, 1991. Ansicht von Westen. In der Grabungsfläche sind Pfostengruben und Gräben als dunkle Bodenverfärbungen zu erkennen. Der Bewuchs im angrenzenden Ackerland zeichnet den Grabenverlauf nach.

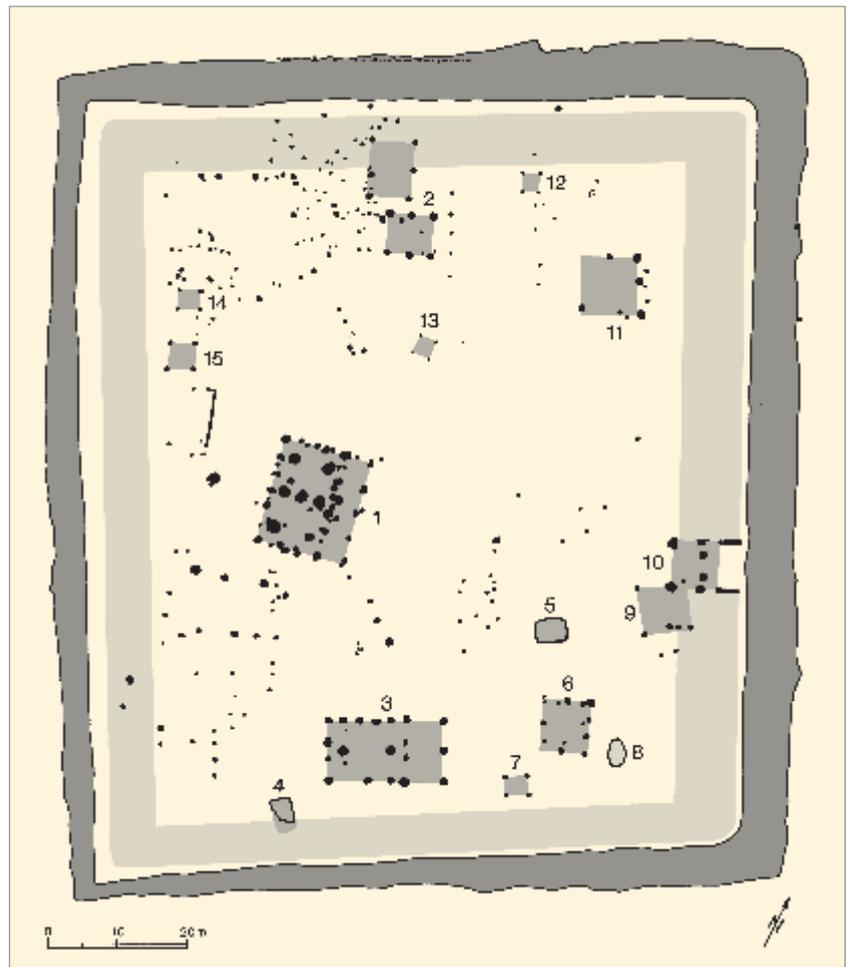


tertreffen gerieten. Indem man eine ehemals kultische Funktion der Viereckschanzen als Stätten mantischer Rituale annahm, begann zu Anfang der Dreißigerjahre eine Idee zu keimen, die sich drei Jahrzehnte später mit den berühmt gewordenen Ausgrabungen bei Holzhausen im Landkreis München zur vollen Blüte entfalten sollte. Bei der Interpretation der dort zwischen 1958 und 1962 zutage geförderten Befunde verschrieb man sich der kultischen Perspektive: Kultschächte, Tempel, Brandaltäre und Blutopfer bestimmten fortan das Bild der Viereckschanzen, die man sich als abseits der Siedlungen gelegene Heiligtümer vorstellte. Die Deutung traf offenbar den Nerv der Zeit, denn ihr wurde nahezu einhellige Akzeptanz zuteil. Man meinte, die historische Wirklichkeit erkannt zu haben. Heute stellen wir fest, dass man sich erneut in einen interpretatorischen Automatismus begeben hatte, der die Flut neu gewonnener Daten in vorgefertigte Formen goss. Man hatte es versäumt, anderen Möglichkeiten der Interpretation gegenüber offen zu bleiben. Drei bis zu 35 m tiefe Schächte etwa, auf die man im Inneren der Schanze von Holzhausen gestoßen war, wurden als „Opferschächte“ für die Götter der keltischen Unterwelt angesprochen. Die zunächst näher liegende Funktion als Brunnen wurde nicht ernstlich in Erwägung gezogen. Dass man bei den Grabungen 1958/89 in der Viereckschanze „Blumenhau“ bei Dornstadt-Tomerdingen, Alb-Donau-Kreis, ebenfalls auf einen Schacht gestoßen war, wurde als Bestätigung für die kultische Deutung aufgefasst.

Die Grabungen in Holzhausen und Tomerdingen deckten allerdings nur Teilflächen der Anlagen auf. Verlässliche Einblicke in die Bebauungsstrukturen im Innern der Viereckschanzen vermochten erst die Großgrabungen der jüngeren Vergangenheit zu gewähren. Herausgegriffen seien die Untersuchungen in Ehningen (Kr. Böblingen), Bopfingen-Flochberg (Ostalbkreis), Nordheim (Kr. Heilbronn) oder in den bayerischen Anlagen von Plattling-Pankofen (Kr. Deggendorf) oder Pocking-Hartkirchen (Kr. Passau). In Bopfingen-Flochberg gebot es die Lage der Viereckschanze in einem zukünftigen Gewerbegebiet, erstmals die Ausgrabung auf das Umfeld auszudehnen. Die Fülle der neuen Informationen, der Funde und Befunde zwingt dazu, die Frage der Deutung dieser Anlagen neu aufzurollen.

### Die Viereckschanze Riedlingen „Klinge“

In den Kreis der aufwändigen Großgrabungen ist auch jene einzureihen, die zwischen 1991 und 1997 im Gewann „Auf der Klinge“ am nördlichen Rand der Stadt Riedlingen durchgeführt wurde. Da absehbar war, dass die erst zwei Jahre



zuvor bei luftbildarchäologischer Befliegung entdeckte Anlage einem städtebaulichen Großprojekt vollständig zum Opfer fallen würde, sah sich die Archäologische Denkmalpflege des Landesdenkmalamts zum Handeln veranlasst (Abb. 1). Die Erschließungsarbeiten begleitend und im Vorfeld der Wohnbebauung erfolgte die archäologische Untersuchung einer fünf Hektar großen Fläche, die neben dem gesamten Areal der Viereckschanze auch einen nordwestlich sich anschließenden Bereich mit weiteren vorgeschichtlichen und mittelalterlichen Siedlungsspuren umfasste.

Die Riedlinger Schanze, deren Wall und Graben längst dem Pflug und der Erosion anheim gefallen sind, nimmt mit ihren Außenmaßen von 117 x 108 m die Kuppe eines gegen Südwesten gerichteten Rückens ein. Sie rückt hart an die Oberkante einer etwa sieben Meter hohen Geländestufe heran, die zur feuchten Niederung des „Zollhauser Baches“ abfällt. Dieser entwässert die flach wellige Landschaft am Fuße des „Teutschbuch“ nach Südosten, der Donau zu. Der V-förmig eingeschnittene Schanzengraben von noch bis gut 6 m Breite und 2,5 m Tiefe, dazu der voraussetzende, an der Innenseite aufgeschüttete Wall umschließen einen Innenraum von etwa 0,8 Hektar (Abb. 2). Der Zugang erfolgte

2 Vorläufiger Gesamtplan der Grabungsbefunde in der Viereckschanze „Klinge“ bei Riedlingen. Dunkler Raster: Grabenverlauf. Heller Raster: anzunehmender Wall. 1–3, 6, 7, 9–15 erkennbare Pfostenbauten; 4, 5 Grubenhäuser; 8 Brunnen.



3 Die Brunnenschächte durchstoßen etwa 10 m mächtige Kies- und Sandablagerungen der Risseiszeit, bevor sie auf die Schichten der Molasse treffen. Die Brunnensohlen liegen noch gut 4 m tiefer in festem Felsgrund.

von Osten her; den Graben querte eine Brücke. Wer sie einst überschritten und die Gasse des Torgebäudes passiert hatte, fand sich auf einer von mehreren Gebäuden umrahmten Freifläche wieder. Blickfang wird das mit besonders ansehnlicher Schauseite gestaltete, 15 x 13 m große Hauptgebäude gewesen sein, das sich dem Zugang gegenüber in etwa vierzig Metern Entfernung erhob. Weitere Gebäude an der Nord- und an der Südseite und in den torseitigen Ecken vermitteln heute den Eindruck einer symmetrisch konzipierten Gesamtanlage. In diese Struktur scheinen sich auch einige kleine Vierpfostenbauten einzufügen, bei denen es sich um Getreidespeicher gehandelt haben dürfte. Weitere Bauten deuten sich insbesondere in der Westhälfte der Anlage an, jedoch hat hier die Erosion dem archäologischen Befund bereits deutlich zugesetzt. Zwei in zeitlicher Abfolge angelegte Brunnenschächte – die Sohlen erreichen in etwa 15 m Tiefe den Karstwasserspiegel der Schwäbischen Alb – fanden sich im südöstlichen Eckbereich der Viereckschanze (Abb. 3). Nach Aussage der dendrochronologischen Analyse von verstürzten Eichenbohlen der Verschalungen wurde der ältere Brunnen um 180 v. Chr. angelegt und gegen 150 v. Chr. durch den jüngeren ersetzt. Zwei halb in den Boden eingelassene Grubenhäuser dürfen wohl mit handwerklicher Tätigkeit in Verbindung gebracht werden. Im Fundinventar eines der Grubenhäuser weisen Eisenschlacken, Gusstropfen und ein eiserner Tüllenmeißel auf eine derartige Bestimmung hin.

Welche der zahlreichen vorgefundenen Gebäude aber tatsächlich zeitgleich bestanden, entzieht sich weitgehend unserer Kenntnis. Verschiedene Beobachtungen weisen auf eine längere Baugeschichte hin. Drei Baustadien lassen sich allein

beim Hauptgebäude unterscheiden, zwei bei den Gebäuden an Nord- und Südseite, und auch der Torbau erfuhr Umgestaltungen. Gebäude, die teilweise unter der Wallschüttung zu liegen kommen, dazu eine Pfostenreihe an der Außenseite des Nordgrabens geben schließlich zu erkennen, dass auch Wall und Graben erst einem jüngeren Ausbaustadium der Gesamtanlage zuzuordnen sind und wohl ältere Zauneinhegungen ersetzen. Erst ausgangs des 2. Jahrhunderts werden Wall und Graben angelegt, während der Beginn der Siedlungstätigkeit um 200 v. Chr. anzusetzen ist.

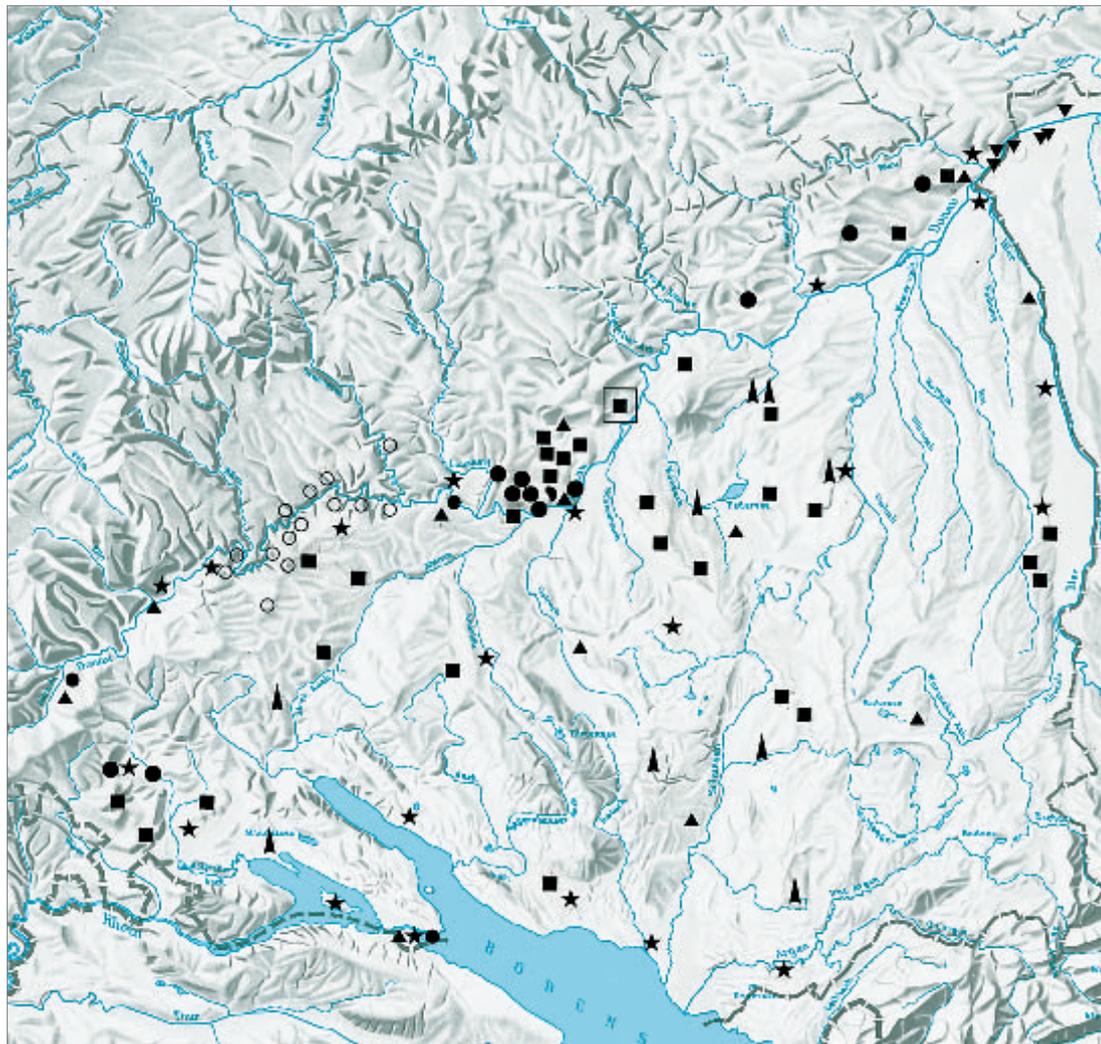
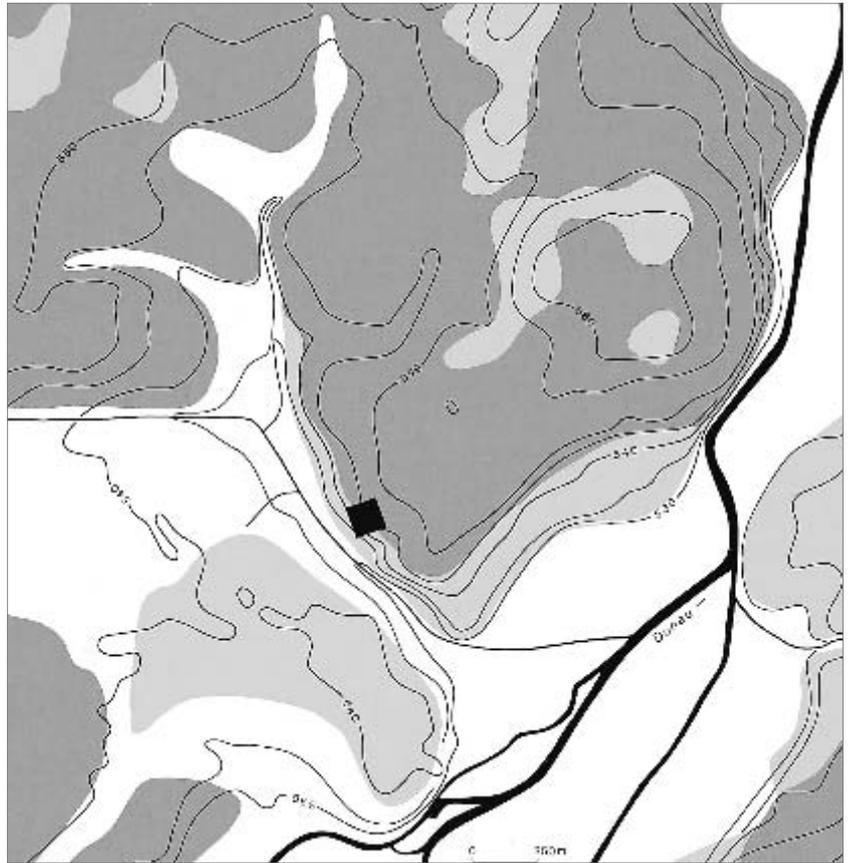
Ackerbaulich gut nutzbares Gelände breitet sich auf dem flachen Höhenrücken östlich der Viereckschanze aus, denn den Schottern und Moränen der Risseiszeit liegt Lösslehm auf (Abb. 4). Sandiger und kiesiger Boden in südlicher Hanglage bietet sich als Siedlungsuntergrund an, die feuchte Talniederung kann der Viehhaltung dienen. Diese günstige Siedlungs- und Wirtschaftslage wurde immer wieder erkannt und genutzt, mehrfach in vorgeschichtlicher Zeit, während der römischen Epoche sowie im frühen und hohen Mittelalter. Beredtes Zeugnis legen die umfangreichen Siedlungsspuren ab, die nordwestlich der spätkeltischen Viereckschanze angetroffen werden konnten: Sie lag demnach inmitten einer Kulturlandschaft, im Altsiedelland.

### Viereckschanzen aus heutiger Sicht

Das neue Bild der Viereckschanzen ist mit den Vorstellungen eines „heiligen Haines“ nicht mehr zu vereinbaren. Eine Bebauung mit offensichtlich funktionalen Differenzierungen, Hinweise auf eine landwirtschaftliche Lebensgrundlage sowie auf Metallverarbeitung und anderes Handwerk deuten in eine andere Richtung. Angesichts von Wall und Graben sowie teilweise aufwändig gestalteter Torbauten sind aber auch Wehrhaftigkeit und Repräsentativität dieser Anlagen zu diskutieren. So kommt es, dass die „Gutshof-These“ in den letzten Jahren neu erwogen wird. Tatsächlich scheinen wir mit den Viereckschanzen ein charakteristisches Element des spätkeltischen Siedlungswesens zu fassen. Verschiedentlich lassen die Funde einen gewissen Wohlstand ahnen. Zu klären bleibt freilich, welche Bevölkerungsteile in solchen Hofanlagen ansässig waren und inwiefern die sich abzeichnende Siedlungsstruktur die damalige Gesellschaft widerzuspiegeln vermag. Fassen wir mit den „Herren der Viereckschanzen“ bereits die Spitze der einstigen Gesellschaftspyramide, etwa die Oberhäupter gleichberechtigter Clans? Oder gab es höhere Instanzen, denen man auf Seiten der Landbevölkerung verpflichtet war?

## Späte Kelten in Oberschwaben

Auf den ersten Blick bietet der oberschwäbische Raum ein vielfältiges Bild zur Archäologie der beiden letzten Jahrhunderte vor der Zeitenwende (Abb. 5). Neben die „Viereckschanzen“ treten vor allem keltische Münzen. Zahlreiche Höhlen an der Oberen Donau erbrachten Zeugnisse einer Nutzung auch in spätkeltischer Zeit. Vom Ulmer Raum liegen aus der Donau selbst und aus Kiesgruben des Donautals Flussfunde vor. Herausragender Depotfund ist ein umfangreicher Eisenhort von Bad Buchau-Kappel neben allerdings nur allgemein der keltischen Zeit zuweisbaren Eisenbarrenfunden. Ein bezeichnendes Licht darauf, dass dieses Bild jedoch geprägt ist von besonders augenfälligen Funden sowie erkennbaren Geländedenkmälern und Funden aus viel versprechender Situation, Viereckschanzen und Höhlenfunde, werfen überdies die verstreut überlieferten Einzelfunde: Schwerter bestimmen diese Fundgruppe. Bisweilen mögen solche Einzelfundstücke nicht erkannte Begräbnisse repräsentieren. Deutlich in der Minderzahl sind demgegenüber die zumeist unscheinbaren Siedlungsreste, die aufzufinden es vor allem der intensiven Ge-



4 Möglichkeiten der landwirtschaftlichen Nutzung im Umkreis der Viereckschanze Riedlingen „Klinge“. Dunkler Raster: ackerbaulich nutzbare Flächen. Heller Raster: ackerbaulich bedingt nutzbare Böden. Weiß: Niederungen und Grünlandstandorte.

5 Zeugnisse keltischer Besiedlung des 2. und 1. Jh.s v. Chr. in Oberschwaben (nach Wieland, Spätlatènezeit, mit Ergänzungen). Herausgehoben ist die Viereckschanze Riedlingen-„Klinge“.

- Viereckschanze
- Siedlung
- Höhlenfund
- △ Depotfund
- ★ Münze(n)
- ▲ Einzelfund
- ▼ Flussfund

ländearbeit und der Beobachtung von Erdbau-  
maßnahmen bedarf.

Beispielhaft ist die Situation um die „Heuneburg“  
bei Herbertingen-Hundersingen an der Oberen  
Donau. Um die Entstehungsgeschichte dieses früh-  
keltischen „Fürstensitzes“ kennen zu lernen, wur-  
den umfangreiche Geländebegehungen durch-  
geführt mit dem Ergebnis, dass in einem Umkreis  
von bis 5 km neben einer Vielzahl hallstattzeitli-  
cher Kleinsiedlungen auch Siedlungsspuren ande-  
rer vorgeschichtlicher Epochen neu entdeckt wer-  
den konnten. Allein von sieben Fundplätzen lie-  
gen spätkeltische Reste vor. Hinzu kommen fünf  
aus derselben Region bekannte Viereckschanzen.  
Nicht weit entfernt liegen die Anlagen von Men-  
gen-Ennetach, „Am Scheerer Weg“, und Riedlin-  
gen, „Klinge“. Es deutet sich an, wie lückenhaft  
der Kenntnisstand noch ist und vor welcher Auf-  
gabe die Forschung zur Besiedlung der spätkelti-  
schen Zeit in Oberschwaben steht.

### Literatur

K. Bittel / S. Schiek / D. Müller, Die keltischen Vier-  
eckschanzen. Atlas archäologischer Geländedenk-  
mäler in Baden-Württemberg. Bd. 1 (Stuttgart 1990).

F. Klein, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-  
Württemberg 1991 (1992)–1997 (1998).

S. Kurz, Untersuchungen zur Herausbildung der hall-  
stattzeitlichen Siedlung auf der Heuneburg. Denk-  
malpflege in Baden-Württemberg. Nachrichtenblatt  
des Landesdenkmalamts 29, 1, 2000, S. 20–25.

A. Neth / K. Schatz, Grabungen in einer spätkelti-  
schen Viereckschanze in Nordheim, Kr. Heilbronn.  
Denkmalpflege in Baden-Württemberg. Nachrich-  
tenblatt des Landesdenkmalamts 25, 2, 1996,  
S. 131–139.

A. Neth, Zum Abschluß der Ausgrabungen in der  
zweiten Viereckschanze bei Nordheim, Kr. Heil-  
bronn. Archäologische Ausgrabungen in Baden-  
Württemberg 2000 (2001) S. 80–84.

K. Wehrberger / G. Wieland, Ein weiteres Knollen-  
knaufschwert und eine Aylesford-Pfanne aus der Do-  
nau bei Ulm. Archäologisches Korrespondenzblatt  
29, 1999, S. 237–256.

G. Wieland, Die Spätlatènezeit in Württemberg. For-  
schungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte  
in Baden-Württemberg. 63 (Stuttgart 1996).

G. Wieland, Keltische Viereckschanzen. Einem Rät-  
sel auf der Spur (Stuttgart 1999).

G. Wieland, Die spätkeltische Viereckschanze „Am  
Scheerer Weg“ bei Mengen-Ennetach. Archäologie  
im Umland der Heuneburg. Archäologische Informa-  
tionen aus Baden-Württemberg 40 (Stuttgart 1999)  
S. 46–55.

*Christian Bollacher*

*Friedrich Klein*

*LDA · Archäologische Denkmalpflege*

*Alexanderstraße 48*

*72072 Tübingen*

# Biberach – „Viehmarktplatz“ 1986/87

## Eine Stadtkerngrabung und ihre Auswertung

*In Biberach/Riss verursachte 1986/87 der Bau einer Tiefgarage im Bereich des „Viehmarktplatzes“, der an der Nahtstelle der staufischen Kernstadt und der Stadterweiterung des 14. Jahrhunderts liegt und seit dem Stadtbrand 1516 nur wenig bebaut war, eine großflächige archäologische Ausgrabung (Abb. 1). Von Juli 1986 bis Oktober 1987 wurde – abgesehen von den beiden ersten Grabungsmonaten baubegleitend – eine Fläche von ca. 2250 m<sup>2</sup> untersucht, wobei auf die Ausgrabung des Bereiches außerhalb der Stadtbefestigung sowie einiger stark gestörter Teilbereiche innerhalb der Stadtmauer verzichtet wurde. Die Grabungskosten übernahmen jeweils zur Hälfte das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg und die Stadt Biberach.*

Beate Schmid

Während und nach der Ausgrabung wurden erste Grabungsergebnisse in mehreren kleinen Artikeln und zwei Ausstellungen veröffentlicht. Zunächst konnte nur ein einziger, besonders wichtiger Befundkomplex wissenschaftlich ausgewertet und publiziert werden. Dabei handelte es sich um ein Grubenhaus aus der Zeit um 1200, das u. a. durch Brand konserviertes botanisches Fundmaterial enthielt. Eine Gesamtauswertung der Grabungsergebnisse zu den hochmittelalterlichen bis frühneuzeitlichen Baubefunden mit dem umfangreichen Fundmaterial war nicht realisierbar. Seit 1994 finanzierte das Landesdenkmalamt die Erstellung eines umfangreichen Vorberichtes durch die Grabungsleiterin, in dem die wichtigsten Grabungsbefunde ausgewertet und Pläne der verschiedenen Siedlungsphasen erarbeitet

wurden. Gleichzeitig erfolgte die zeichnerische Dokumentation von ausgewähltem Fundmaterial, doch musste dessen Auswertung aus finanziellen Gründen zurückgestellt werden. Erst 2002 wurde die seit 1997 unterbrochene Auswertung der Grabungsergebnisse wieder aufgenommen; sie muss sich jedoch auf die historisch aussagefähigen Befunde und – von „besonderen“ Fundstücken abgesehen – auf stratigraphisch aussagekräftige Funde beschränken. Diese Reduzierung des wünschenswerten wissenschaftlichen „Gesamtprogramms“ soll angesichts gegenwärtig reduzierter Möglichkeiten zu einer sinnvollen Relation von wissenschaftlichem Aufwand und Ergebnis führen.

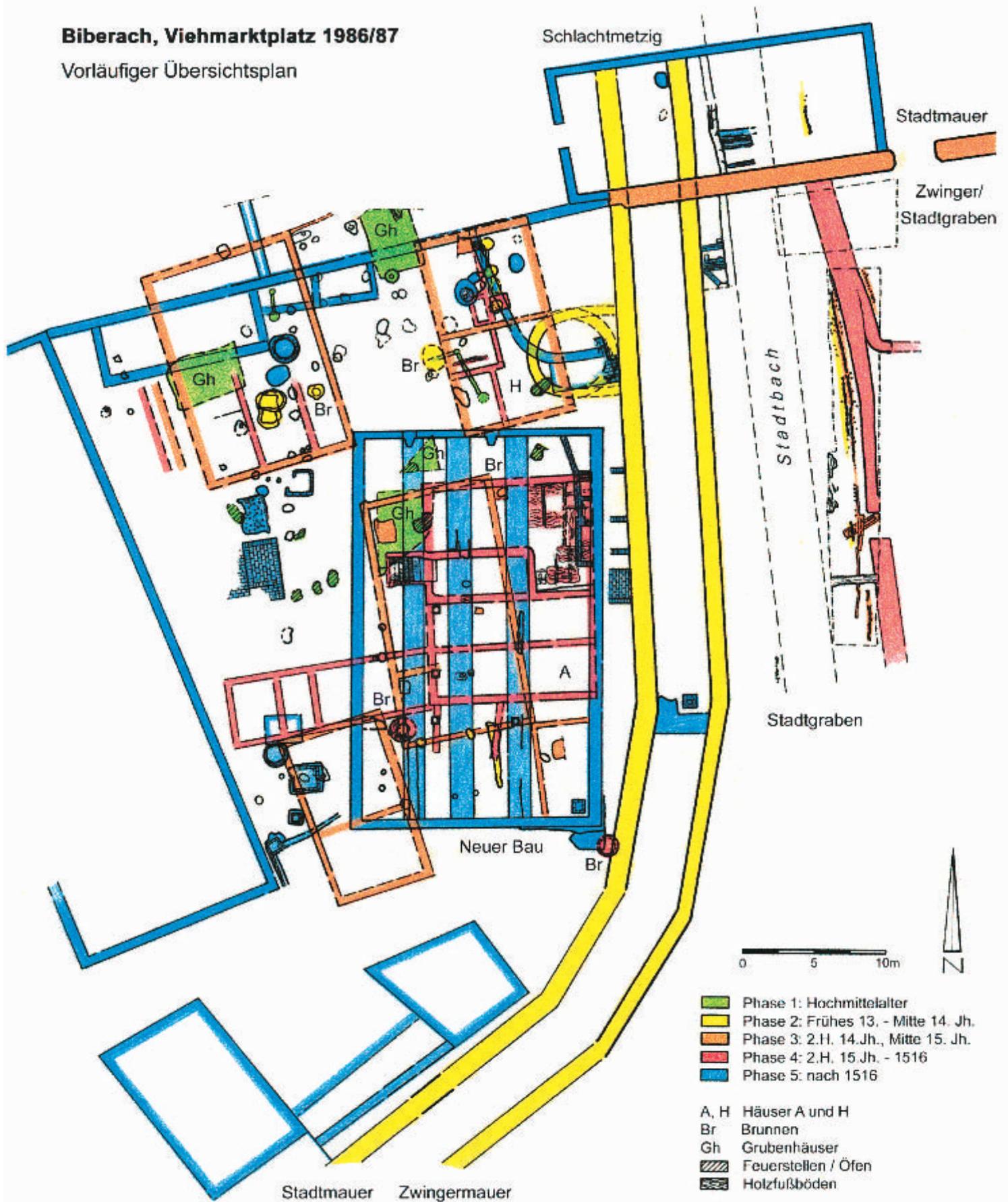
Als Ergebnis wird der Siedlungsverlauf im Bereich des „Viehmarktplatzes“ seit dem 12. Jahrhun-



1 Biberach/Riss, Blick auf die Ausgrabungsfläche „Viehmarktplatz“ in der Altstadt, 1987.

**Biberach, Viehmarktplatz 1986/87**

Vorläufiger Übersichtsplan



2 Vorläufiger Übersichtsplan der Ausgrabungen Biberach, Viehmarktplatz 1986/87.

dert nachvollziehbar sein (Abb. 2). Gleichzeitig vermitteln ausgewählte Fundstücke einen Eindruck von der mittelalterlichen bis frühneuzeitlichen Sachkultur der Region, wobei sich besonders ein Vergleich mit den bedeutenden, nahe gelegenen Städten Ulm und Ravensburg anbietet.

### Die vorstädtische Besiedlung

Die früh- bis hochmittelalterliche Siedlungsgeschichte Biberachs ist aus historischer Sicht weitgehend, aus archäologischer Sicht völlig ungeklärt. Nach den Schriftquellen muss die Siedlung spätestens um 1180 bestanden und als Sitz einer Münzstätte schon eine gewisse Bedeutung besessen haben. Am „Viehmarktplatz“ wie auch an etlichen anderen Fundstellen im Stadtgebiet sind die ältesten archäologischen Relikte der mittelalterlichen Siedlung in das 12., allenfalls 11. Jahrhundert zu datieren.

Zur ältesten Siedlungsphase gehören am „Viehmarktplatz“ vier Grubenhäuser, acht Feuerstellen/Backöfen sowie zahlreiche Pfostengruben, die in wenigen Fällen durch Wandgräbchen verbunden waren. Die Befunde waren in eine alte Humusschicht sowie in den gewachsenen Boden eingetieft worden. Sie wurden von einer dunklen, humosen Schicht bedeckt, in welche dann das Stadtmauerfundament eingetieft wurde, und erstreckten sich bis in den späteren Zwingerbereich hinein nach Osten. Wahrscheinlich bildete ein natürlicher Bachlauf an der Stelle des späteren Stadtgrabens die hochmittelalterliche Besiedlungsgrenze, doch konnte dies nicht eindeutig nachgewiesen werden.

Bei keinem Grubenhaus wurde der Grundriss vollständig erfasst, doch wiesen drei eine Breite von mindestens 3,5 m bis über 4 m und eine Länge von über 4,5 m bis ca. 6 m auf. Schon aufgrund der Größe lässt sich ihre relativ späte Zeitstellung erschließen, obwohl zwei Grubenhäuser kein datierendes Fundmaterial enthielten. Das erwähnte, vorab publizierte, abgebrannte Grubenhaus L mit Kulturpflanzenvorrat wurde anhand der Keramik aus der Grubenhausverfüllung in die 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts bis in das beginnende 13. Jahrhundert datiert. Das undatierte

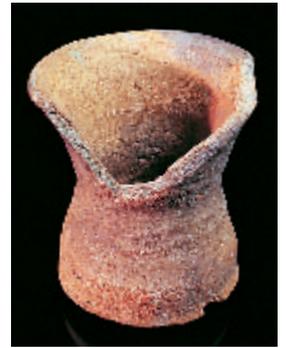
Grubenhaus M war rechtwinklig zu Grubenhaus L ausgerichtet und – gleichzeitig ? – abgebrannt. Auch Pfostengruben eines Gebäudes, das zwischen den Grubenhäusern stand, waren z.T. mit Brandschutt verfüllt, während die Pfostengruben südlich von Grubenhaus M sowie östlich von Grubenhaus L ausschließlich humose Verfüllungen aufwiesen.

Verruungen und Verziegelungen auf dem Stampflehmfußboden von Grubenhaus I rührten nicht von einem Brand her, sondern von einem Ofen, dessen Fundament sowie dazugehörige Becherkacheln (Abb. 4) hier gefunden wurden. Das Gebäude diente sicher nicht wie Grubenhaus M als Vorratsraum, sondern wohl als Weberdunke; darauf lassen Reste von Textilfasern vom Boden des Grubenhauses schließen. Die Formen der Becherkacheln sowie der Geschirrkernik deuten darauf hin, dass Grubenhaus I etwas länger – oder später – in Benutzung war als Grubenhaus M, wobei es sicherlich spätestens im frühen 13. Jahrhundert aufgegeben wurde. Vielleicht löste es das nahe gelegene, nur randlich erfasste und fundfreie Grubenhaus K ab, das von einer Feuerstelle überlagert wurde. Hier wird die Ungleichzeitigkeit der präurbanen Besiedlungsreste greifbar, die sich auch in der scheinbar unregelmäßigen Anordnung der Pfostengruben andeutet.

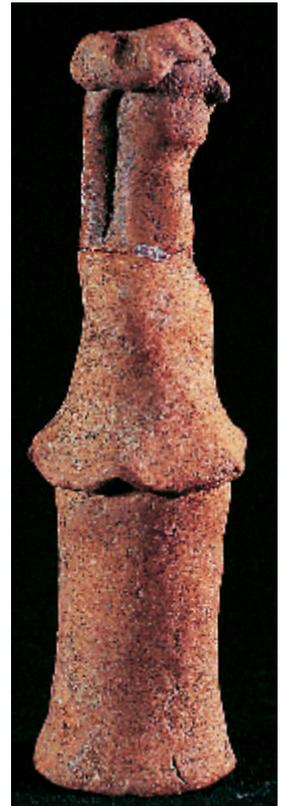
Aufgrund dieser Mehrphasigkeit, aber auch wegen der lückenhaften Überlieferung durch Bodeneingriffe bei der späteren Bebauung, bleibt die Interpretation der „vorstädtischen“ Bebauungsstrukturen problematisch. Deshalb soll auf die hochmittelalterlichen Pfostenbauten nicht näher eingegangen und lediglich darauf hingewiesen werden, dass einige Pfostengruben sowie die dunkle, humose Schicht Fragmente der „Älteren Albware“ (mit und ohne Kalkspatmagerung) enthielten, während diese in den Grubenhäusern fehlte. Möglicherweise setzte also die Besiedlung im Bereich des „Viehmarktplatzes“ schon vor der Mitte des 12. Jahrhunderts ein.

### Stadtbefestigung und frühstädtische Besiedlung

Mit dem Bau der Stadtbefestigung wird die Stadtwerdung Biberachs, die als allmählicher Prozess zu verstehen ist, archäologisch fassbar. Das Grabungsareal lag am Südostrand der frühen Stadt, so dass bei der Ausgrabung das 1,3–1,5 m breite Fundament der Stadtmauer auf eine Länge von fast 60 m freigelegt und großenteils steingerecht dokumentiert wurde. Vertikale Baunähte deuten darauf hin, dass der Bau der Stadtmauer in einzelnen Losen erfolgte. Die Zweischalenmauer war nur 0,5 m in die dunkle, humose Schicht



4 Becherkachel aus Grubenhaus I, 12. Jh.



5 Frauenfigürchen, Kinderspielzeug, wohl Rassel; um 1300. H. 10,4 cm.



3 Fundamente der Stadtmauer und der Zwingermauer (unter dem Kabelschacht) östlich des „Neuen Baues“.

6 Holzverschalter  
Brunnen unter Zweit-  
verwendung eines  
Fasses; Mitte 14. Jh.



eingetieft, die neben älterer Keramik auch solche des frühen 13. Jahrhunderts enthielt. Ob sich mit Hilfe des Fundmaterials der Zeitpunkt des Stadtmauerbaus noch enger eingrenzen lässt, bleibt abzuwarten.

Vor der Stadtmauer lag der 3,5 bis 3,8 m breite Zwinger (Abb. 3). Das Fundament der Zwingermauer, dessen Baumaterial sich von dem der Stadtmauer unterschied, wurde in den muldenförmigen Stadtgraben gesetzt und mit einem Kies-Sand-Gemisch hinterfüllt. Überraschend stellte sich bei der Ausgrabung heraus, dass die Zwingermauer bereits vor der Stadterweiterung des 14. Jahrhunderts gebaut worden war und parallel zur ersten Stadtmauer verlief. Allerdings bleibt ungeklärt, wie groß der zeitliche Abstand zwischen dem Bau der Stadtmauer und der Zwingermauer war; die Hinterfüllung der Zwingermauer enthielt keine Keramik, die eindeutig in das späte 13. oder gar 14. Jahrhundert zu datieren wäre. Eine Datierung der Zwingermauer vor 1300 ist somit sehr wahrscheinlich. Jedenfalls aber erlaubt das Vorhandensein eines frühen, umlaufenden Zwingers Rückschlüsse auf die Bedeutung Biberachs, da Kleinstädte in der Regel zwingerlos blieben. An die Zwingermauer schloss sich der neuzeitlich verfüllte, 8–10 m breite und ca. 2 m tiefe Stadtgraben an. Sein muldenförmiger Querschnitt wies nicht zwingend auf eine künstliche Anlage hin; zumindest im untersuchten Bereich dürfte ein natürlicher Bachlauf als Stadtgraben gedient haben. An der Außenseite wurde der Graben mit einer Faschine aus Pfosten und Flechtwerk eingefasst, die vielfach erneuert wurde und demnach wohl lange Zeit bestand. Ob der Graben schon beim Bau der Stadtmauer oder erst beim Bau der Zwingermauer gefasst wurde, bleibt allerdings offen; die Pfosten erwiesen sich als ungeeignet für eine dendrochronologische Datierung.

7 Gefäßdeckel, 14. Jh.

Die Bebauungsstrukturen aus der Frühphase der Stadt waren ebenso lückenhaft überliefert und deshalb wie diejenigen der vorstädtischen Besiedlung schwer zu interpretieren. Es konnten jedoch mindestens zwei Firstsäulenbauten nachgewiesen werden, die parallel zur Stadtmauer ausgerichtet waren. Als herausragender Befund ist eine Mauerausbruchgrube unmittelbar an der Stadtmauer zu erwähnen, offenbar die Reste des einzigen Steingebäudes dieser Siedlungsphase. Da nur der Westteil der Ausbruchgrube erhalten war blieb unklar, ob der Grundriss des maximal 6,3 m langen und 6 m breiten Gebäudes U-förmig oder rund ergänzt werden muss. Die Funktion dieses Gebäudes (?) ist jedenfalls derzeit noch unbekannt.

Der Frühphase der städtischen Besiedlung sind außerdem zwei Brunnen zuzuordnen. Ein gemauerter Brunnen enthielt kein Fundmaterial, muss jedoch aufgrund stratigraphischer Beobachtungen im 13./14. Jahrhundert gebaut und genutzt worden sein. Ein Holzverschalter Brunnen, für den Teile eines Fasses zweitverwendet wurden (Abb. 6), konnte dendrochronologisch um die Mitte des 14. Jahrhunderts datiert werden; er wurde bereits Ende des Jahrhunderts wieder aufgegeben. Diese frühen Brunnen waren weniger stark eingetieft als die jüngeren Brunnen: Offenbar sank der Grundwasserspiegel während des Spätmittelalters.

#### Stadterweiterung und spätmittelalterliche Bebauung

Im Jahr 1373 erhielt Biberach ein Zoll- und Steuerprivileg für die Erweiterung und Verstärkung der Stadtbefestigung, vor allem wohl für die Ummauerung der östlichen Vorstadt. Verschiedene Indizien deuten jedoch darauf hin, dass zu diesem Zeitpunkt die Erweiterung der Stadtbefestigung schon weitgehend abgeschlossen war. Der südliche Anschluss der Stadterweiterung an die Befestigung der Kernstadt lag innerhalb des Grabungsareals am „Viehmarktplatz“. Allerdings waren der Zwinger und der aufgefüllte Stadtgra-





derts, sondern wurde später eingebaut, möglicherweise im frühen 15. Jahrhundert.

Für die Zeit nach der Stadterweiterung lassen sich im Bereich des „Viehmarktplatzes“ fünf Gebäude nachweisen, die sich um einen freien, geschotterten Platz gruppierten. Ihre Längsachsen verliefen schräg zur älteren und ungefähr im rechten Winkel zur jüngeren Stadtmauer. Keines der 12–18,5 m langen und 7–10,5 m breiten Gebäude war unterkellert, ihre Raumaufteilung nur teilweise erhalten. Auch die Streifenfundamente der Außenwände sowie die Stampflehmfußböden konnten nur fragmentarisch erfasst werden. Dennoch war bei den Häusern – mit einer Ausnahme – die für südwestdeutsche Fachwerkbauten seit dem 14. Jahrhundert charakteristische Dreizonigkeit zu beobachten. Außerdem wies die

8 Keller zu Haus A mit deutlichen Spuren des Stadtbrandes von 1516.

9 Haus A, Holzfußboden des Wohnraumes, Ausschnitt.

10 Haus H, Herdplatte und rußgeschwärzter, vielfach erneuerter Stampflehmfußboden in der Küche.

ben der Stadterweiterung hier seit dem späten 18./frühen 19. Jahrhundert bebaut, so dass auf eine flächige Ausgrabung des Areals verzichtet wurde.

Die Stadtmauer der Stadterweiterung, die nicht ganz rechtwinklig an die ältere Stadtmauer anstieß, besteht heute noch; die Zwingermauer verlief – analog zur älteren Stadtbefestigung – in einem Abstand von knapp 3, m parallel zur Stadtmauer. Sie führte östlich des Einlasstores, in einem archäologisch nicht untersuchten Bereich, schräg an die Stadtmauer heran. An die Zwingermauer schloss sich der gut 7 m breite Stadtgraben an, dessen Sohle deutlich tiefer lag als die Sohle des älteren Stadtgrabens. Die Außenseite des Grabens war mit einer 0,8 m breiten Mauer eingefasst, die bogig an die 0,8–1,0 m breite Einfassungsmauer des älteren Stadtgrabens anschloss; höchstwahrscheinlich waren beide Mauern bei der gleichen Baumaßnahme errichtet worden. Ab der Anschlussstelle führte die Einfassungsmauer in doppelter Mauerstärke auf die Stadtmauer der Stadterweiterung zu, an die sie rechtwinklig anstieß. Diese starke Mauer schützte offensichtlich die verteidigungstechnische Schwachstelle, die durch die Einleitung des älteren Stadtgrabens unter der jüngeren Stadtmauer hindurch entstand. Wegen der umliegenden Gewerbebetriebe konnte man auf das Wasser des ehemaligen Stadtgrabens und nunmehrigen Stadtbaches offenbar nicht verzichten, so dass man die Schwachstelle in Kauf nahm. An einem Durchbruch in der Einfassungsmauer des älteren Stadtgrabens, 23 m südlich der jüngeren Stadtmauer, wurde ein Fallenstock archäologisch nachgewiesen. Hier wurde bei erhöhter Wasserführung sowie bei Reinigungsarbeiten im Bachbett das Wasser in den Stadtgraben der Stadterweiterung umgeleitet. Der Fallenstock gehörte jedoch nicht zur Baumaßnahme des 14. Jahrhun-



11 Brunnen aus Steinwacken gemauert; im unteren Bereich der Brunnenverfüllung ist der Brandschutt von 1516 deutlich zu erkennen.

Fachwerkkonstruktion von zwei Gebäuden keine durchlaufende Schwelle auf, vielmehr waren die Fußriegel zwischen die Ständer eingespannt. Diese Merkmale verbinden die Häuser am „Viehmarktplatz“ mit dem 1318 erbauten Gebäude Zeughausgasse 4, dem heutigen Museum für Stadtgeschichte. Ein Holzverschalter Brunnen enthielt kein Fundmaterial, ist aber aufgrund stratigraphischer Beobachtungen ebenfalls dieser Siedlungsphase zuzuweisen.

Im Verlauf des 15. bis frühen 16. Jahrhunderts wurden drei Häuser durch Neubauten ersetzt, die beiden anderen umfassend umgebaut; der freie Platz blieb erhalten. Hier soll nur exemplarisch auf die beiden besterhaltenen Gebäude eingegangen werden. Der 16 m lange und 12 m breite Neubau Haus A war teilunterkellert, wobei der Keller wegen des hohen Grundwasserspiegels nur in halber Geschosshöhe eingetieft werden konnte und in das Erdgeschoss hineinragte (Abb. 8). Er wurde im Norden und Osten L-förmig von einem Wohnraum mit Holzbretterboden und Kachelofenfundament umschlossen (Abb. 9), im Süden folgten zwei (Wirtschafts-)Räume mit Stampflehmfußboden. Haus H erhielt bei seinem Umbau ebenfalls einen Wohnraum mit Holzbretterboden und Kachelofen, der von der Herdplatte in der angrenzenden Küche aus befeuert wurde (Abb. 10).

Die neu gebauten bzw. umgebauten Häuser wurden beim Stadtbrand 1516 zerstört; der Brandschutt enthielt zahlreiche Objekte von der Innenausstattung der Gebäude, z.B. Ofenkacheln und Butzenscheiben, aber auch Haushaltsgegenstände, wie Geschirrkernik, Gläser und Kleinfunde aus Metall. Mit Brandschutt waren auch zwei aus Steinwacken bzw. Backsteinen gemauerte Brunnen verfüllt, deren Brunnenkranz auf einem quadratischen Eichenholzrahmen auflag (Abb. 11). Bei einem der Brunnen konnte mit Hilfe der Dendrochronologie nachgewiesen werden, dass er nur wenige Jahre vor dem Brand gebaut worden war.

#### Die Bebauung nach dem Stadtbrand von 1516

Nach 1516 bestand die Bebauung im Bereich „Viehmarktplatz“ – abgesehen von der an die jüngere Stadtmauer angebauten „Schlachtmetzig“ – aus dem „Sennhof“, dem Wirtschaftshof des nahe gelegenen Heilig-Geist-Spitals. Ob auch schon die hier freigelegten spätmittelalterlichen Häuser zum Spital gehört hatten, ist mit archäologischen Mitteln nicht zu klären.

Mit Ausnahme des „Neuen Baus“ wurden die verschiedenen Gebäude des „Sennhofs“ in der 2.



Hälfte des 19. Jahrhunderts abgebrochen. Dabei handelte es sich um des Spitalmüllers Wohnhaus, die Cameralpächter-Wohnung, den Pferdestall (Zehntscheuer) und ein weiteres Wohnhaus. Sie konnten ebenso archäologisch nachgewiesen werden wie verschiedene ausgemauerte Gruben, eingetieft Fässer, ein Brunnen, hölzerne Wasserleitungen sowie Holzeinbauten im Stadtgraben, die mit dessen Nutzung als Gewerbebach zusammenhängen.

Besonders aufschlussreich waren die archäologischen Beobachtungen zum „Neuen Bau“, der als Stall und Magazin genutzt wurde: Das nach 1516 errichtete, wesentlich schmalere Gebäude wurde in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts so massiv umgebaut, dass vom Vorgängerbau allenfalls eine Außenwand und Teile der Giebelwände übrig blieben. Der weit gehende Umbau – eher ein Neubau unter Miteinbeziehung älterer Gebäudeteile – erklärt auch den Gebäudenamen.

#### Literatur:

G. Luz, Beiträge zur Geschichte der ehemaligen Reichsstadt Biberach (Biberach 1876; Faksimile-Ausgabe Oggelshausen 1989).

R. Preiser, Biberacher Bau-Chronik (Biberach 1928).

M. Rösch / B. Schmid, Ein hochmittelalterliches Grubenhaus mit verkohltem Kulturpflanzenvorrat von Biberach an der Riss. Fundberichte aus Baden-Württemberg 17/1, 1992, 519–573.

A. Schneider, Biberach an der Riss. Archäologischer Stadtkataster Baden-Württemberg 7 (Stuttgart 2000).

*Dr. Beate Schmid*  
LDA · Archäologische Denkmalpflege  
Alexanderstraße 48  
72072 Tübingen



12 Tonfigürchen, Jesusknabe, aus einer Schicht zwischen der Brandschicht von 1516 und dem Fußboden des „Neuen Baues“; vermutlich in Wormser Töpfereien produziert. H. 8 cm.



13 Frauenfigur in Renaissancestracht an der Flachsbreche; aus der Verfüllung des Stadtgrabens. H. 6,5 cm.

# In oppido Ravensburg dant burgenses de ortis et curtilibus ... Zur Stadtwüstung und zur Burg „Neu- ravensburg“ bei Wangen-Neuravensburg

*Das längst verschwundene Städtchen „Neuravensburg“ vor der gleichnamigen Burg zählt zu jenen etwas mehr als 300 städtischen Siedlungen des Mittelalters, die innerhalb des vom Landesdenkmalamt getragenen Projektes „Archäologischer Stadtkataster Baden-Württemberg“ behandelt werden. Da der heutige Ort Neuravensburg zum Gemeindegebiet der Stadt Wangen im Allgäu (Kreis Ravensburg) gehört, bot es sich an, im Rahmen der Erarbeitung eines Archäologischen Stadtkatasters für die ehemalige Reichsstadt, der im Herbst 2001 fertig gestellt wurde, auch diese Stadtwüstung einzubeziehen, an die inzwischen nur noch der Flurname „Altstadt“ erinnert.*

Alois Schneider

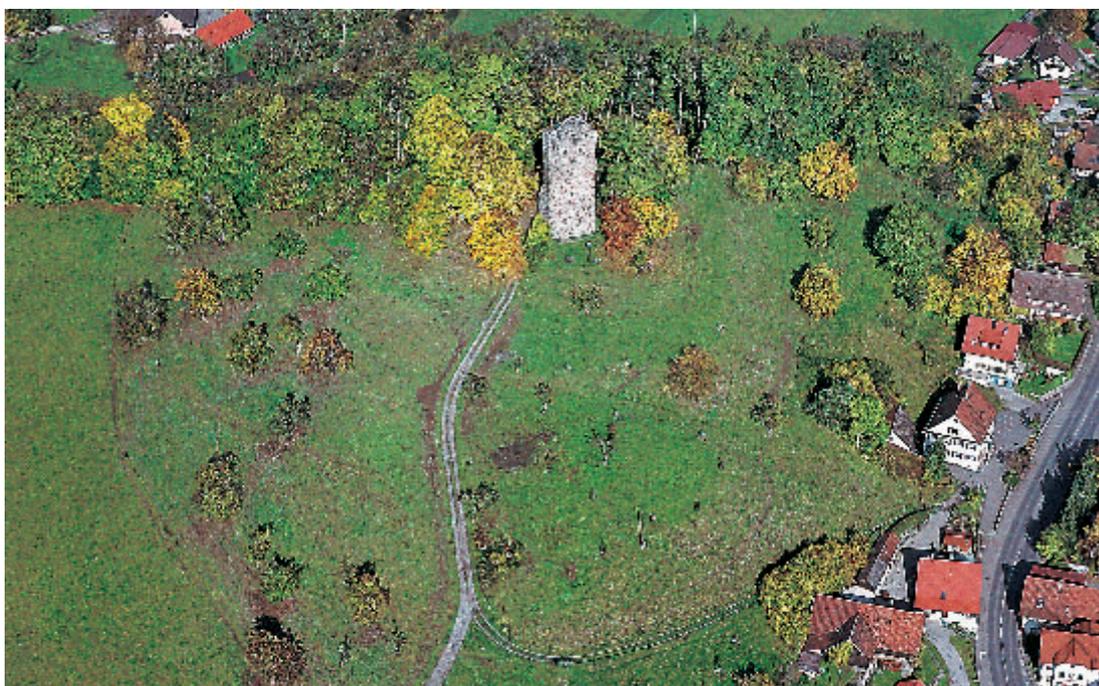
## Denkmalpflegerische Maßnahmen

Die aktuellen Recherchen haben gleichzeitig eine hinreichende Grundlage geschaffen, um das Verfahren für eine Ausweisung der Areale von Burg und „Altstadt“ Neuravensburg als Grabungsschutzgebiet auf den Weg zu bringen, nachdem von Seiten der Archäologischen Denkmalpflege eine entsprechende Absicht schon seit längerem bekundet worden war. Dazu kommt, dass die Stadt Wangen jüngst für das fragliche Gebiet einen Bebauungsplan aufgestellt hat, der dort gerade auch den Interessen der Archäologischen Denkmalpflege beispielhaft Rechnung trägt. Die folgende Darstellung hat nicht zuletzt auch das Ziel, einen kleinen Baustein zur Erforschung von untergegangenen Städten des späten Mittelalters im deutschen Südwesten beizutragen. Die

größtenteils dürftige Überlieferung dieser Wüstungen in den Schriftquellen, die fehlende oder unsichere Lokalisierung von vielen der einstigen Siedlungsareale und auch die bislang nur in Einzelfällen, wie etwa jenem der Bergbaustadt Münster im Hochschwarzwald, durch Grabungen dokumentierten Befunde und Funde sind wesentliche Ursachen dafür, dass die Beschäftigung mit diesen Siedlungen bis heute tief im Soll der Stadtgeschichtsforschung steht.

## Lage

Neuravensburg, etwa 7 km südwestlich von Wangen gelegen, gehört naturräumlich noch zum Westallgäuer Hügelland und ist somit Teil der vom Rheingletscher gebildeten Jungmoränenlandschaft des Alpenvorlandes, deren diffe-



1 Neuravensburg. Oberer Teil des Schlossberges mit Bergfried von Südwesten.



2 Schlossberg. Ausschnitt aus der Höhenflurkarte Blatt SO 8647, Geländeaufnahme von 1952.

renzierte Morphologie in zahllosen kleinen, oft bewaldeten Kuppen, vielen abflusslosen Wannern mit Seen, Mooren und Feuchtwiesen sowie einer Vielzahl von häufig tobeltartigen Bachtälern ihren unverkennbaren Ausdruck findet. Der alte Ortskern Neuravensburgs entwickelt sich an der Straße nach Lindau, die hier von Wangen her aus der Flussaue der Oberen Argen zu einem tiefen und schmalen Sattel zwischen zwei würmeiszeitlichen Moränenhügeln aufsteigt. Auf der Spitze der nordwestlichen dieser beiden Erhebungen, an deren Hangfuß die straßenzeilige Bebauung im südlichen Ortsteil unmittelbar anstößt, steht, weithin sichtbar, der Bergfried der „Neuravensburg“. Der 28 m hohe Turm, der vor wenigen Jahren durch einen erheblichen Instandsetzungsaufwand aufrecht erhalten werden konnte, repräsentiert den letzten obertägigen Bauzeugen der mittelalterlichen Ansiedlung. Der isolierte Hügel (564,2 ü. NN) fällt im Norden und Nordosten mit einem stellenweise kaum begeharen Hang etwa 55 m tief zu der Oberen Ar-

gen ab. Wie sich im Gelände zeigt, ist dort die historische Trauflinie aufgrund von zahlreichen Hangrutschen an vielen Stellen abgebrochen. Auch die zum Dorf hin ausgerichteten Ost- und Südänge sind sehr steil. Dagegen weist der nach Westen exponierte Hang, der als „Altstadt“ bezeichnet wird, ein etwas flacheres Gefälle auf; lediglich seine unterste Zone knickt scharf zum engen Taleinschnitt eines von Süden der Argen zufließenden Nebenbaches ab. Der Nordhang und der untere Streifen des Westhanges sind bewaldet; die übrigen Hangbereiche dienen überwiegend als Viehweide.

### Beschreibung des mittelalterlichen Siedlungsbereiches

Die obertägig ablesbaren Befunde im Gelände lassen das Areal des abgegangenen Städtchens wenigstens in groben Strichen beschreiben. Aufgrund der topographischen Verhältnisse hat es sich angeboten, den Berg vom südwestlichen Hügelfuß her zu erschließen. Die hohlwegartige Passage, die gleich am Beginn des Weges durch die hohen und steilen Böschungen insbesondere rechter Hand ausgebildet ist, markiert möglicherweise den Rest eines Torzingers, der hier den Hauptzugang abriegelte und der bereits Teil der Stadtbefestigung gewesen sein dürfte. Der Weg führt von dort aus nahe am Übergang zum Südhang leicht geschwungen bergauf. Direkt aus dem Ort zieht am Südosthang ein weiterer Weg auf einer steileren Trasse herauf, der im oberen Hangdrittel in den Hauptweg einmündet. Rechts des Weges erstreckt sich den Westhang aufwärts ein etwa 20–25 m breiter Wiesenstreifen, der bis zu dem Zusammentreffen der beiden Steigen in eine Abfolge mehrerer Terrassierungen mit offenbar künstlich abgeböschten Stufen gegliedert ist. Auf dem Scheitel zwischen dem Süd- und dem Westhang ziehen die Reste einer Mauer, die noch auf eine Länge von ca. 120 m sichtbar ist, abwärts. Die Mauer, die nur noch talseitig durchschnittlich 1–1,20 m hoch offen liegt, ist aus Feldsteinen und Argenkieseln wenig sorgfältig aufgeschichtet. Sie dürfte am Ende der unteren dieser genannten Terrassen nahezu rechtwinkelig nach Norden umgebogen und auf die Toranlage zuge laufen sein. Von dort aus setzte sie sich in nördliche Richtung fort, wobei die Abbruchkante zu der von da an steil abfallenden unteren Böschung eine schon von der Natur vorgegebene Grenze definiert hat. Einen Beleg dafür findet man etwa 220 m weiter nördlich vom Zugangsbereich: Dort schält sich auf dieser Linie aus der Böschungskante eine wiederum aus Feldsteinen und Flusskieseln geschichtete Mauer heraus, die bis zu 2 m hoch ist; die Abbruchkrone der Mauer schließt

bergseitig mit dem Gelniveau eines aufgelassenen Waldweges ab. Die Mauer verschwindet jedoch bereits nach ca. 60 m wieder in der überwachsenen Böschung; ihr weiterer Verlauf ist bis zur Waldecke noch als eine leichte wallartige Aufwölbung zu verfolgen. Anschließend im Wald kann man den Mauerverlauf nicht einmal mehr erahnen; die Mauer dürfte eine nordöstliche Richtung eingeschlagen haben und im flacheren Hang bis an den Steilabfall zur Argen gezogen sein. Falls an der von Natur aus gut gesicherten Seite eine Mauer überhaupt errichtet war, so dürfte sie dort im Laufe der Jahrhunderte abgestürzt sein.

Am Beginn des oberen Hangdrittels stößt die von der Stadtmauer großräumig eingefasste Fläche der „Altstadt“ an die Befestigung der Burganlage selbst. Es handelte sich dabei zunächst um einen äußeren Hanggraben, der im nördlichen Teil seines westlichen Abschnittes zu einer Terrasse mit einer ca. 2 m hohen Böschung verschleift ist, die sich aber gegen Süden zu einer tiefen Grabenmulde öffnet, ehe sie kurz danach an dem modernen Wegedamm endet; jenseits des Weges folgt bis zur südlichen Hangkante ein tief eingeschnittenes Teilstück dieses Grabens, mit dessen Aushub am Ende ein breites Plateau in den Hang hinausgeschoben wurde. Von Westen her stößt senkrecht an diesen Grabenabschnitt eine wallartige Erhöhung, die wohl noch zerfallene Reste der beschriebenen „Altstadt“-Mauer birgt. Zwischen der abgegangenen Mauer, dem Graben und dem Weg dehnt sich eine künstlich planierte Fläche aus, auf der noch im 19. Jahrhundert ein Wirtschaftsgebäude des Schlosses stand. Auch auf der Nordseite des Weges erkennt man dort im Wiesenhang außerhalb der Grabenmulde ein kleines Podium, das vielleicht den ehemaligen Standort eines Gebäudes angibt.

Die am Westhang zu einer knapp 20 m breiten Terrasse verschleifte äußere Grabenzone endet an einer knapp 3 m hohen Böschung, die auf die Ebene des inneren Ringgrabens hinaufführt; der dort ebenfalls nur noch als eine Terrasse (11 m breit) in Erscheinung tritt; lediglich im Argenhang hat sich von diesem Graben noch ein etwa 15 m langes Teilstück als eine weite Mulde gut sichtbar erhalten. Auch jenseits des Wegedammes ist dieser ehemalige innere Graben nicht mehr in seiner eigentlichen Form überliefert: Dort ist er zu einer im südöstlichen Eckbereich bis auf 18 m aufgeweiteten und auf der Ostseite noch durchschnittlich 7 m breiten Terrasse planiert. Von diesem ehemaligen Grabenstreifen aus ragt eine im Westen ca. 4,50 m, im Osten etwa 6 m hohe und steile Böschung zum Burgplateau auf. Im Nordhang lassen sich keine Spuren erkennen, die darauf hindeuten könnten, dass die Gräben zu einem Ring geschlossen gewesen waren.

Die Länge des polygonal umrissenen Burgplatzes, in den von Südwesten her über eine steile Rampe der Weg einmündet, beträgt von West nach Ost ca. 55 m, seine Breite von Nord nach Süd 52 m. Das Erscheinungsbild des Innenhofes bestimmen moderne Podien und Terrassierungen, die mit Steinmaterial von den abgegangenen Bauten des Schlosses gebildet sind und die jetzt z.T. Kellerräume sowie eine Toilettenanlage enthalten. Der südöstliche Teil des Platzes mit dem Bergfried hat ein etwa 2 m höheres Laufniveau als der übrige Bereich der Kuppe. Der Bergfried ist auf einem fast quadratischen Grundriss (10 m x 12 m) errichtet und ragt mit seiner südlichen Wand noch bis zur Giebelhöhe auf; sein Mauerwerk besteht aus mächtigen Findlingen und Feldsteinen mit teilweise behauenen Buckelquadern im Eckverband. An den Turm schließt nördlich, auf dem Niveau des Burghofes, noch ein kleiner, teilweise modern ergänzter Rest (2–4 m hoch) der aus Wacken gefügten östlichen Sockelmauer des Schlossgebäudes an.

### Geschichte

Für eine in der älteren Literatur postulierte Nutzung des Burgberges während der römischen Zeit gibt es keine sicher dokumentierten archäologische Zeugnisse. Den Ausgangspunkt der mittelalterlichen Ansiedlung Neuravensburg markierte die Burg auf dem Bergkegel. Ihre Entstehungszeit ist aus den verfügbaren Quellen nicht genau zu bestimmen, dürfte aber in die 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts datieren. Die Burg „Neuravensburg“ geht offenbar auf eine Gründung von Reichsministerialen zurück, die ehemals auf der Veitsburg oberhalb der Stadt Ravensburg ansässig waren. Das Geschlecht mit den Leitnamen Dioto und Heinrich, dessen älteste bekannte Vertreter mit der Stammburg in Ei(ch)stegen (abge-

*3 Burghügel mit Bergfried und Resten der Hanggräben am West- und Südhang des Schlossberges.*



4 Schloss Neuravensburg von Osten. Aus der Erinnerung gemalt von Johann Baptist Bingger, 1871.



gangen, heute Friedrichshafen-Löwental) der welfischen Hofministerialität angehörten, war im oberschwäbischen Raum weit verästelt. In Erinnerung an seine Ravensburger Herkunft hat dieser Zweig seinem neuen Wohnsitz daher den Namen „Neuravensburg“ gegeben. Die Gründe für den Transfer des Burgsitzes und für die Niederlassung in der Wangener Gegend bleiben im Dunkeln; doch werden die Herren von Ravensburg hier schon über ältere Besitzungen verfügt haben. Der erste namentlich bezeugte Besitzer der Burg war ein Heinrich von Ravensburg, der seit den frühen 1250er-Jahren wiederholt im Umkreis des St. Galler Abtes Berthold von Falkenstein auftritt und der offenbar zu dessen ritterlichen Dienstmännern zählte; in einer Urkunde des Konstanzer Bischofs Eberhard für das Kloster St. Gallen von 1271 wird Heinrich dann als verstorben bezeichnet, ohne dass aber sein Todesdatum angegeben ist.

Die Burg dominierte eine Fernstraße vom Bodensee an die Iller an der Stelle, wo ein Weg durch eine heute noch erkennbare Furt durch die Argen am Fuß des Burghügels in Richtung Altdorfer Wald abzweigte. Sie sollte wohl Mittelpunkt einer kleinen Herrschaft der Herren von Ravensburg werden. Fester Bestandteil dieses Versuches einer eigenen Herrschaftsbildung, die sich – wie zahlreiche andere Beispiele aus der ehemaligen Ministerialität des Reiches oder der Staufer zeigen – gerade auch das Fehlen einer durchsetzungskräftigen Zentralgewalt während des so genannten Interregnums zunutze machte, dürfte das Bestreben gewesen sein, vor der Burg eine städtisch strukturierte Siedlung aufzubauen.

Nachdem Heinrich von (Neu-)Ravensburg kinderlos verstorben war, gelangte die Burg, die zwischen den schon im hohen Mittelalter dem Kloster St. Gallen gehörenden Güterkomplexen in Schwarzenbach und Roggenzell lag, an den mit Heinrich verwandten St. Galler Abt Berthold von Falkenstein. Der Abt konnte das Erbe offenbar nicht unangefochten antreten, denn auch die Grafen von Montfort erhoben Ansprüche, die sie in der Durchsetzung ihrer Territorialpolitik im östlichen Bodenseeraum nachdrücklich behaupteten. Es kam zu einer auch militärisch ausgetragenen Fehde, in deren Verlauf Graf Rudolf II. von Montfort nach Angaben der „Nüwen Casus Monasterii Sancti Galli“, die Cristän der Kuchimeister um 1335 niedergeschrieben hat, im Jahr 1271 auch die Neuravensburg und das „statli uf dem berg vor der burg“ niederbrannte. Über das genaue Ausmaß dieser Zerstörung geben die Quellen keine Auskunft. In dem ältesten, um 1280 angelegten Verzeichnis der Einkünfte, die zum „castrum in Nivvenrauenspurch“ gehören, sind keine Abgaben aus dem Ort selbst verzeichnet. Dagegen enthält eine wenig später angelegte Zinsliste zwischen Angaben zu Roggenzell und Sigmarszell auch den Einnahmeposten „in oppido Ravensburg dant burgenses de ortis et curtilibus“; es wird aber nur ein summarischer Betrag ausgeworfen. Als Hinweis auf eine bestehende und als städtisch qualifizierte Siedlung mit kleinen Hofstätten und Gärten, deren Bewohner entsprechend auch als „Bürger“ bezeichnet wurden, kann man die Notiz jedoch nehmen.

Kaum zwanzig Jahre später wurden Burg und Städtlein erneut in eine kriegerische Auseinan-

dersetzung verwickelt. Die Kontrahenten waren jetzt der St. Galler Abt Wilhelm von Montfort und dessen Gegenabt Konrad von Gundelfingen. Dahinter standen aber als eigentliche Gegner wiederum Graf Rudolf II. von Montfort und König Rudolf von Habsburg – und erneut ging es letztlich um dynastische Hausmachtspolitik. Die Herrschaft Neuravensburg befand sich in den 1280er-Jahren zumindest teilweise als sanktgallisches Pfand („titulo pignoris“) in Händen des Montforters. Graf Rudolf hatte offenbar mehrere dem Abt gehörende Burgen, darunter auch Neuravensburg, besetzt, die bis 1291 vom König zurückerobert wurden. Wie ein Schuldenverzeichnis des Konrad von Gundelfingen ausweist, stand an der Spitze eines Zuges gegen Neuravensburg König Rudolf selbst („cum sequebatur dominum regem pro expeditione castris in Nüwenravenspurg“). Auch in diesem Fall ist es mangels entsprechender Nachrichten nicht möglich, die unmittelbaren Auswirkungen dieser Ereignisse auf die Siedlung zu beschreiben. Von einer Zerstörung Neuravensburgs ist in den Quellen zwar keine Rede, doch dürften diese rasch aufeinander folgenden Kriegshandlungen die städtische Entwicklung der Burgsiedlung so nachhaltig beeinträchtigt haben, dass der gerade begonnene Prozess, der durch die Errichtung einer Stadtmauer auch schon eine außenwirksame Signatur erhalten hatte, wohl zum Stillstand kam.

Ein weiterer Faktor, der die Stadtwerdung negativ beeinflusste, bedeutete die Lage Neuravensburgs zwischen den damals bereits bestehenden Städten Wangen und Lindau: Für beide musste, insbesondere mit Blick auf ihre eigenen wirtschaftlichen Interessen, die Existenz einer weiteren Stadt in so großer Nähe eine Konkurrenz darstellen, die es möglichst zu verhindern galt. Im Fall von Wangen kam noch hinzu, dass sich die Stadt in diesen Jahrzehnten selbst – zunächst zwar noch ohne durchschlagenden Erfolg – von der äbtischen Herrschaft zu emanzipieren suchte und auch aus diesem Grund jede weitere St. Galler Machtbasis in ihrer Nachbarschaft verhindern wollte. Und nicht zuletzt hat sicher auch die periphere Lage Neuravensburgs innerhalb des St. Galler Klosterterritoriums die Entwicklung zu einer Stadt keineswegs gefördert. Wie das Beispiel des alten Klosterortes Wangen schlaglichtartig deutlich macht, hat das Steinachkloster östlich des Bodensees und im Westallgäu schon während der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts viele der Güter und Rechte, die ehemals von den so genannten Kellhöfen aus verwaltet wurden, an andere Herrschaften verloren und stand somit als regionaler Machtfaktor, der auch einer Stadtgründung hätte wirksam politisches Gewicht verleihen können, nicht zur Verfügung.

Unter solchen Standortbedingungen fast schon folgerichtig verschwindet die „Stadt“ Neuravensburg bereits am Ende des 13. Jahrhunderts wieder aus der urkundlichen Überlieferung, kaum dass sie in ihren Anfängen wirklich zu fassen war. Von der schriftlichen Überlieferung her gibt es auch keine Antwort auf die Frage, in welchem Umfang die im Entstehen begriffene Stadt am Südwest-Hang des Burgberges noch weiterbestand und wann die Verlagerung des Burgweilers an den siedlungsgünstigeren östlichen Fuß des Hügels erfolgte. Ein letztes Mal findet man in einer Urkunde des Jahres 1357 eine Reminiszenz an die „Stadt“, als Ritter Wilhelm von Prassberg, damals Pfandinhaber von Neuravensburg, einen Güterkauf bestätigte: Unter den Erwerbungen befanden sich auch „hus vnd hofraiti gelegen in der Stat ze der niuwen Rauenspurg, daz man nemmet dez ammans hüs“. 1432 wird Neuravensburg dann als „Flecken“ bezeichnet; und 1451, als die Herrschaft Neuravensburg an die Reichsstadt Lindau verkauft wurde, ist ausdrücklich von Burg und „Dorf“ die Rede. Die Burg selbst als administrativer Mittelpunkt für den Klosterbesitz im nordöstlichen Hinterland des Bodensees und im westlichen Allgäu wurde vom Kloster mit adeligen Burgvögten besetzt. Gleichzeitig bildete sie einen St. Galler Stützpunkt gegenüber der Reichsstadt Wangen, nachdem diese bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts die ehemals umfassenden Herrschaftsrechte des Abtes in der Stadt hatte weitgehend zurückdrängen können. In den Bestallungsurkunden für die Vögte und in den Pfandverschreibungen, zu denen das Kloster damals immer häufiger gezwungen war, ist mit Blick auf Neuravensburg gewöhnlich nur summarisch von „Leuten und Gütern“ als Zubehör dieser Herrschaft die Rede.

Das Gelände der „Altstadt“ dürfte bis zum Ausgang des Mittelalters teils als Wirtschaftsfläche zum Burggut gezogen, teils aber auch an bauer-

5 Schlossberg und Schloss Neuravensburg. Ausschnitt aus der Urnummernkarte der württembergischen Landesvermessung Blatt SO 8647 von 1828.



liche Pächter verliehen worden sein. Aus diesem Komplex stammen vielleicht jene Flurstücke, die in einem Zinsbrief von 1419 mit den Bezeichnungen „dez Kellers Brül ze der Nuwen Ravensburg“, der an „des Linden Acker“ stößt, oder „das Alte Gut“ aufgeführt werden; die Wangener Patrizier Paul und Konrad Hinderofen besaßen in dieser Zeit u.a. „den bruel zu der Nuwen Ravensburg under der burg gelegen, den man wylet nampt des kellers bruel“ als sanktgallisches Lehen. Man kann nicht ausschließen, dass noch im späten 15. Jahrhundert Gebäude des einstigen Städtleins existierten, denn das St. Galler Lehenbuch aus den 1490er-Jahren zitiert einen Lehenbrief des Neuravensburger Ammans Michel Büchelín, der u.a. den „Brühl zu der Neuen Ravensburg“ unter der Burg, unten an die Argen und oben an die Landstraße stoßend, samt Häusern und Hofstätten in Händen hielt. Die Angaben aus den Zinsrödeln seit dem 16. Jahrhundert enthalten keine Hinweise darauf, dass das Städtlein noch bewohnt gewesen wäre. Die in diesen Steuerverzeichnissen genannten Abgabepflichtigen Neuravensburgs dürften – auch wenn genaue Untersuchungen zur historischen Topographie nicht vorliegen – im heutigen Dorfbereich zu lokalisieren sein. Im Vorwort zu einem Verzeichnis der St. Galler Lehen um Wangen aus dem 16. Jahrhundert heißt es lapidar und ohne weitere Erläuterung, dass zum Schloss Neuravensburg früher auch ein „Städtlein“ gehört habe.

Die „Stadt“ wird sich zum Zeitpunkt ihrer Auflösung nur aus einer kleineren Ansammlung von Häusern auf wenig großen Parzellen im unmittelbaren Anschluss an die Burgbefestigung formiert haben. Die Bauweise ihrer Gebäude dürfte sich nicht von der in den umliegenden Dörfern unterscheiden haben. Als einziger baulicher Indikator für eine Stadt bestand die Ummauerung; sie dürfte aber kaum zu einem anderen Städten vergleichbaren repräsentativen Erscheinungsbild gediehen sein. Allein die ehemalige Mühle (Hagmühle) am Beginn des Bacheinschnitts westlich unterhalb des Burgberges, deren Anfänge zweifellos eng mit den Ursprüngen der Burg verknüpft waren, ist als Wohnplatz, aber mit einem nachmittelalterlichen Baubestand, noch am alten Standort überliefert.

Über die weitere Geschichte der Burganlage selbst sind wir über mittelalterliche und frühneuzeitliche Quellen nur dürftig unterrichtet. Die verhältnismäßig dicht bezeugte Reihe der dort ansässigen St. Galler und (zwischen 1451 und 1586) Lindauer Burgvögte, ferner die Tatsache, dass „in üners gotzhus vestin ze der Nüwen Ravenspürg“ Rechtsgeschäfte abgewickelt wurden, sowie zeitweilige Aufenthalte von Äbten zeigen, dass über die Jahrhunderte hinweg eine kontinuierliche

Wohn- und Verwaltungsnutzung der Burg stattgefunden hat und dass auch für eine solche Nutzung notwendige Baumaßnahmen ergriffen wurden. Die von der ortsgeschichtlichen Literatur immer wieder vorgetragene Behauptung, die Burg sei im Bauernkrieg durch Brand zerstört worden, wird von den einschlägigen Quellen nicht bestätigt. Ob und in welchem Umfang aber die Stadt Wangen, die im Jahr 1586 die an die Reichsstadt Lindau verpfändete Herrschaft Neuravensburg von Abt und Konvent St. Gallen käuflich erwarb, noch zum baulichen Unterhalt der Anlage beitrug, geht aus den Urkunden nicht hervor. Doch dürfte das reichsstädtische Selbstverständnis die Burg eher als ein störendes Relikt alter Herrschaftsverhältnisse angesehen haben, sodass – sicher auch aus Kostengründen – Investitionen bestenfalls nur in einem stark reduzierten Maß erfolgten.

So verwundert es nicht, dass das Kloster St. Gallen nach dem Rückkauf der Herrschaft Neuravensburg von der Reichsstadt Wangen (1608) feststellen musste, dass es „gar bawlos“ sei. Von 1613 bis 1617 kam es deshalb zu einem grundlegenden Um- und Neubau der bis dahin wohl noch mittelalterlichen Burg: Während der noch in die Gründungszeit der Burg datierende Bergfried unverändert blieb, hat Abt Bernhard Müller von Rorschach am Platz und wohl auch unter teilweiser Übernahme des nördlich anschließenden alten Palas einen lang gestreckten viergeschossigen Schlossflügel mit einer Kapelle am nördlichen Ende des Erdgeschosses aufführen lassen; hofseitig war in der Mitte des Trakts ein Treppenhaus angebaut, das über alle Geschosse reichte. Weitere Maßnahmen damals waren die Errichtung einer neuen Ringmauer mit Halbrondellen und das Graben eines Brunnens; den 150 Schuh tiefen Brunnen, dessen Lage im Schlosshof noch bekannt ist, erwähnt Johann Nepomuk Hauntinger in seinem Bericht von 1764 über die Reise durch Schwaben und Bayern als örtliche Besonderheit. Schließlich war ein repräsentativer Amtssitz des Klosters entstanden, der den St. Galler Herrschaftsanspruch in dem kleinen Klosterterritorium, das aber nur noch eine „Restmenge“ seiner hochmittelalterlichen Besitzungen und Rechte im westlichen Allgäu umfasste, weithin sichtbar zum Ausdruck brachte. Wirtschaftsgebäude im nördlichen Hofbereich und am Westhang unmittelbar außerhalb der Burggräben werden während der gesamten Nutzungszeit der Anlage mehrfach wieder hergestellt bzw. neu erbaut worden sein. Die älteste bildliche Darstellung des Schlosses auf dem Ende des 17. Jahrhunderts entstandenen Hochaltarbild der Konradkapelle im benachbarten Hiltensweiler gibt keine Informationen zum Erscheinungsbild, sondern vermittelt nur einen summarischen Hinweis auf die Existenz der Anlage.

Nachdem bereits 1798 das Schweizer Stiftsland des Klosters dem neu gegründeten Kanton St. Gallen inkorporiert worden war und sich der damalige Abt Pankratius Forster auf sein Schloss Neuravensburg zurückgezogen hatte, kamen die auf Reichsgebiet verbliebenen St. Galler Besitzungen durch die Bestimmungen des Reichsdeputationshauptschlusses 1803 an den Fürsten Johann Baptist von Dietrichstein, der damit für verlorenen Besitz im Engadin entschädigt wurde. Als Folge der Mediatisierung gelangte die Dietrichsteiner Herrschaft Neuravensburg 1806 unter württembergische Hoheit und wurde als Patrimonialamt zunächst dem Oberamt Altdorf, 1810 als Schultheißerei dem Oberamt Wangen zugeteilt. 1829 schließlich verkaufte Fürst Franz Joseph von Dietrichstein seine Herrschaft Neuravensburg samt dem Schloss um 82000 fl. an das Königreich Württemberg. Das Schloss mit den zugehörigen Gütern wurde von Württemberg 1834 an den Freiherrn von Linden veräußert; nach weiteren Besitzern erwarb schließlich der Neuravensburger Kreuzwirt Fidel Bruder diese Immobilie.

Auch nach dem Übergang an Dietrichstein behielt das Schloss seine Rolle als Verwaltungssitz der kleinen Herrschaft bei; sogar der bisherige St. Galler Obervogt Joseph Nikolaus Erath übte im Schloss seine bisherige Funktion des leitenden Verwaltungsbeamten für die neue Herrschaft weiter aus. In der umfassenden Dienstvereinbarung zwischen dem neuen Herrn und dem Obervogt von 1803 finden sich auch genaue Regelungen zur künftigen Nutzung einzelner Baulichkeiten im Schlossbereich, bis hin zur neuen Einrichtung eines Waschkessels und eines Backofens in der „geräumigen“ Schlossküche oder zum Abbruch einer angefaulten hölzernen Altane an dem Rondell in der südöstlichen Ringmauer. Eine erste kartographische Darstellung erfuhren Schloss und Schlossberg auf der Urkarte der Landesvermessung von 1828 (Blatt SO 8647): Der innere Schlossbereich, den man durch einen Torbau erreichte, bestand damals aus dem Schlossgebäude, einem Pferdestall, einem Holzschopf und einem Waschhaus; unterhalb des Schlosses und jenseits der Gräben erhob sich am Weg eine große Scheuer. Südlich am Schloss erstreckte sich ein Gemüsegarten, weiter unterhalb am Hang in der früheren Grabenzone ein Gras- und Baumgarten. Nord- und Westhang des Hügels, bezeichnet als „Alt Stadt und Burg Rhein“, bestehen überwiegend aus Weideflächen mit Gebüsch; in der unteren Hangzone und auf den terrassierten Parzellen rechts an der Burgsteige erstreckten sich schmale lang gestreckte Ackerstreifen, während geschlossene Waldstücke damals noch fehlten.



Mit dem Verkauf des Schlossgutes an Württemberg endete 1829 auch die Nutzung des Schlosses als Wohn- und Verwaltungssitz. Weil sich kein weiterer Verwendungszweck anbot, kam es dahin, dass das Oberamt Wangen dem Schultheißenamt Neuravensburg am 5. Mai 1837 mitteilte, dem Abbruch des Schlosses sei „kein Hindernis in Ansehung der wegen Erhaltung der historischen Denkmale erteilten Vorschriften [!] in Weg zu legen“. Das Schloss und seine Nebengebäude wurden in den Folgejahren vollständig abgetragen; lediglich der alte Bergfried mit seinen mächtigen Umfassungsmauern widerstand dieser – sogar durch einen Sprengversuch energisch, aber erfolglos unterstützten – Maßnahme. 1839 wird in einem Vertrag genau aufgelistet, welche Mauerabschnitte und Gebäude inzwischen schon an einzelne Interessenten verkauft waren. Das anfallende Steinmaterial wurde für Bauvorhaben im Ort selbst und in der näheren Umgebung veräußert; auch für den Kirchenbau in Roggenzell hat man von 1840 an Mauersteine abgefahren. In dem um 1843 angelegten Güterbuch von Neu-

*6 Ehemalige Burggräben und Teil der „Altstadt“ mit einem Abschnitt der zum Wall verfallenen Stadtmauer im Anschluss an den Grabeneinschnitt.*

ravensburg ist unter dem so genannten „Schloßgut“ als Gebäulichkeit nur noch die „Schloßruine auf dem *Schloßberg*“ eingetragen; die Nutzung der Berghänge bestand seitdem vorwiegend aus einmündigen Wiesen. Aus einem jüngeren Nachtrag zu diesem Kataster wird deutlich, dass auch die bisherigen Ackerflächen schließlich zu Wiesen bzw. zu Gebüsch umgewidmet worden sind. Die geschlossene Waldparzelle am Westhang ist noch jüngeren Datums.

Einen ersten Hinweis auf eine Beschäftigung mit der Geschichte des Schlossberges liefert eine aus der Erinnerung gemalte Vedute des Roggenzeller Kirchenmalers Johann Baptist Bingger aus dem Jahr 1871. Am 9. März 1896 ist, wahrscheinlich durch Spaltfrost verursacht, die ganze Nordost-Ecke des Bergfrieds weggebrochen – ein weithin Aufsehen erregendes Ereignis, das wiederum Johann Bingger in zwei Zeichnungen dokumentiert hat. Der große Schutthügel, der damals im Hof aufgeworfen wurde, diente wiederum als Steinbruch; die verbliebenen Reste wurden später als Veranstaltungspodium planiert. Aber erst 1913/14 ergriff man Sicherungsmaßnahmen, die auch darauf abzielten, den Turm als besonderen Aussichtspunkt einem breiten Publikum zugänglich zu machen; damals hat man eine Aussichtsplattform eingezogen. Eine erneute Sanierung des Turmes erfolgte 1962 unter der fachlichen Betreuung des Landesamtes für Denkmalpflege. Zuletzt kam es 1996 zu umfassenden Renovierungs- und Sicherungsarbeiten am ehemaligen Bergfried. Die Burgruine ist längst zu einem Identifikationsmal für die Neuravensburger Heimatgeschichte geworden.

### Bauleitplanung und konservatorische Betreuung

Im Blickfeld des örtlichen historischen Interesses stand stets auch die „Altstadt“, deren spätmittelalterliche Existenz nie in Vergessenheit geraten ist und über die man auch mittels Grabungen sächliche Belege in die Hand zu bekommen suchte. So sind von privater Seite innerhalb des durch den Flurnamen als Siedlungsfläche bezeichneten Hangbereiches in kleinen Ausschnitten vereinzelt Aufgrabungen vorgenommen worden, bei denen offenbar auch Funde zutage getreten sind; sogar von einem Amboss ist die Rede. Sofern diese Objekte nicht gänzlich verschwunden sind, befinden sie sich wohl in Privatbesitz; einer Untersuchung standen sie trotz eingehenden Nachfragens bislang leider nicht zur Verfügung. Verwertbare Angaben über die Fundsituation sind nicht mehr zu erhalten. Auch im Schlosshof hat man immer wieder Funde geborgen und Befunde beobachtet – so beispielsweise 1978 beim Aus-

hub für einen Magazinraum nahe des Turmes alte Kellerböden sowie Teile von Ofenkacheln. Untersuchungen der Archäologie des Mittelalters haben bislang weder auf dem Wüstungsareal noch im früheren Schlossbereich stattgefunden. Im Frühjahr 2001 wurden der Burgstall und die Stadtwüstung seitens der Archäologischen Denkmalpflege (Dipl.-Ing. Dieter Müller) und der Fachhochschule Stuttgart – Hochschule für Technik, Fachbereich Vermessung/Geoinformatik (Prof. Dr.-Ing. Ulrich Böttinger) topographisch aufgenommen. Es ist vorgesehen, den in Arbeit befindlichen Plan samt einer archäologisch-historischen Beschreibung im Rahmen des „Atlas archäologischer Geländedenkmäler in Baden-Württemberg“ vorzulegen.

Gerade das lange tradierte Wissen um die historische Bedeutung des Schlossberges hat bei der Neuravensburger Bevölkerung zu einer großen Bereitschaft geführt, die baulichen Reste, aber auch die im Boden überlieferten Geschichtsdenkmäler von Burg und „Altstadt“ zu sichern und zu erhalten. Auf einer solchen Grundlage war es möglich, dass auf die Initiative von Ortschafts- und Stadtverwaltung hin innerhalb eines vergleichsweise kurzen Zeitraumes eine Bauleitplanung realisiert werden konnte, die den künftigen Schutz des „Altstadt“- und Burgbereiches regelt und damit auch den Bestand dieser archäologischen Flächen gewährleistet. Bauvoranfragen für Parzellen im sehr steilen untersten Hanggürtel veranlassten die Stadt Wangen im Frühjahr 1999, für den Burgberg – insgesamt handelt es sich um eine Fläche von ca. 11,86 ha – eine Bauleitplanung zu entwickeln, auch wenn sowohl die besondere topographische Situation als auch bereits vorliegende überörtliche Planungen für eine Nutzung dieses Areals als Bauland kaum Spielräume ließen: In dem seit 1982 wirksamen Flächennutzungsplan der Vereinbarten Verwaltungsgemeinschaft Achberg, Amtzell und Wangen ist der fragliche Gelände als Wald bzw. als landwirtschaftliche Fläche ausgewiesen; die dort festgestellten Kulturdenkmale (die 1929 in das Landesverzeichnis der Baudenkmale eingetragene Burgruine sowie die Lourdesgrotte von 1891 am Weg zur Ruine) sind dort nachrichtlich übernommen. Der Regionalplan Bodensee-Oberschwaben von 1996 qualifiziert diesen Bereich als schutzwürdigen Teil eines „regionalen Grünzuges“. Schon in der Anfangsphase der städtischen Planung wurde das Landesdenkmalamt von dem Vorhaben unterrichtet. Mit Schreiben vom 28. Juni 1999 begrüßte das Landesdenkmalamt die Aufstellung eines so konzipierten Bebauungsplanes im vorgesehenen Umfang, da diese Fläche deckungsgleich mit dem denkmalpflegerischen Interessenbereich war; im gleichen

Schreiben wurde angekündigt, dass die Archäologische Denkmalpflege die Ausweisung eines Grabungsschutzgebietes gemäß § 22 DSchG für dieses Areal beantragen wolle. Am 26. Juli 1999 beschloss der Gemeinderat der Stadt Wangen auf Anregung des Ortschaftsrates Neuravensburg die Aufstellung eines Bebauungsplanes „Burgberg Neuravensburg“ gemäß § 2 (1) BauGB – mit dem ausdrücklichen Ziel, das baulich noch unberührte Burgberggelände „auf Dauer vor negativen Veränderungen [zu] schützen, da dieser Bereich von größter ortshistorischer und ortsbildprägender Bedeutung ist“. Der vorgesehene Bebauungsplan war somit von Anfang an gleichsam als ein „Negativ-Bebauungsplan“ konzipiert, da er keine Flächen ausweist, auf denen künftig eine bauliche Entwicklung des Ortes erfolgen kann. Nach einer Empfehlung des Ortschaftsrates Neuravensburg vom 21. März 2000 hat der Gemeinderat der Stadt Wangen in seiner öffentlichen Sitzung am 10. April 2000 den Entwurf vom 9. März 2000 gebilligt und die weiteren Verfahrensschritte (öffentliche Auslegung, Anhörung der Träger öffentlicher Belange) beschlossen. Die Stellungnahme des Landesdenkmalamtes verweist auf die im Bereich der Stadtwüstung überlieferten archäologischen Kulturdenkmale von besonderer Bedeutung, die durch die geplante Ausweisung eines Grabungsschutzgebietes auch denkmalrechtlich unter Dach und Fach gebracht werden sollen, und betont erneut die herausragende geschichtliche Bedeutung des Burgberges insgesamt. Unter Berücksichtigung der eingegangenen Anregungen bzw. Bedenken, die aber keine substantiellen Änderungen des Entwurfes notwendig machten, hat der Gemeinderat der Stadt Wangen am 30. Oktober 2000 die Satzung dieses Bebauungsplanes gemäß § 10 BauGB beschlossen. Das Regierungspräsidium Tübingen als höhere Baurechtsbehörde hat dem Bebauungsplan mit Schreiben vom 23. Februar 2001 zugestimmt. Durch die ortsübliche Bekanntmachung vom 14. März 2001 in der „Schwäbischen Zeitung“ (Ausgabe Wangen) wurde der Bebauungsplan rechtsverbindlich. Damit ist eine städtische Planung zur Rechtskraft gebracht worden, die mit der Zielsetzung angetreten ist, eine aus Sicht der Heimatgeschichte, darüber hinaus aber auch aus landesgeschichtlichen und wissenschaftlichen Überlegungen bedeutsame Fläche, innerhalb derer die historischen Dokumente überwiegend nur noch als Geländedenkmal und als Bodenurkunde überliefert sind, im Rahmen einer städtebaulichen Ordnung für die Zukunft zu sichern. Wenn man einmal von kleiner dimensionierten Fällen in oder am Rande von Ortslagen zum Schutz wertvoller Freiräume absieht, hat die Stadt Wangen mit der Aufstel-

lung eines solchen Negativ-Bebauungsplanes und mit einer derart dezidiert auf die Erhaltung von Geschichtszeugnissen gerichteten Diktion zumindest für Baden-Württemberg Neuland betreten. Dass ein solcher Schritt getan wurde und dass er in der Bevölkerung in so hohem Maße Unterstützung gefunden hat, könnte auch andernorts Mut machen, für die Erhaltung historisch bedeutsamer Areale, gerade wenn sie sich innerhalb oder in enger Nachbarschaft überbauter Bereiche befinden und somit einem starken Veränderungsdruck ausgesetzt sind, in ähnlicher Weise wie Wangen initiativ zu werden. Das öffentliche Interesse an einer dauerhaften Erhaltung von historischen Quellen und Zeugen der eigenen Geschichte ist sicher kein Neuravensburger Spezifikum.

#### Quellen und Literatur:

Ungedruckte Quellen: Stadtarchiv Wangen (Bestand I: Reichsstädtische Urkunden und Akten), Stadtplanungsamt Wangen, Hauptstaatsarchiv Stuttgart (B 216, B 500 a), Gemeindearchiv Neuravensburg. Chartularium Sangallense. Bände III–VIII. Bearb. v. Otto P. Clavadetscher und Stefan Sonderegger (St. Gallen 1983–1998).  
 Cristân der Kuchimaister. Nüwe Casus Monasterii Sancti Galli. Hrsg. v. Eugen Nyffenegger. Quellen u. Forschungen zur Sprach- u. Kulturgeschichte d. germanischen Völker N. F. 60 (Berlin/New York 1974).  
 Christian Kuchmeister's Nüwe Casus Monasterii sancti Galli. Neu hrsg. v. Gerald Meyer von Knonau. St. Gallische Geschichtsquellen. Mittheilungen zur vaterländischen Geschichte N. F. 8 (St. Gallen 1881).  
 Urkundenbuch der Abtei St. Gallen. 6 Bände. Bearb. v. Hermann Wartmann (Zürich/St. Gallen 1863–1955).  
 Günther Bradler: „Ain statli uf dem berg vor der burg“: Konfliktträchtige Gemengelagen um die Herrschaft Neuravensburg nach 1250. In: Jahrbuch des Landkreises Lindau 12 (1997) 92–98.  
 Markus Meister: Die Geschichte der Burg Neuravensburg, 2 Bände (Weingarten 1997, Zulassungsrbeit Lehramt an Realschulen, masch.).  
 Alois Schneider: Wangen im Allgäu. Archäologischer Stadtkataster Baden-Württemberg Band 17 (Stuttgart 2001) 59–66, mit weiteren Nachweisen.  
 Jörg Willand: Die Herrschaft Neuravensburg 1140–1840. Eine geschichtliche Betrachtung (Neuravensburg 1982, masch.).

*Dr. Alois Schneider*  
 LDA · Inventarisation und Dokumentation  
 Silberburgstraße 193  
 70178 Stuttgart



# Der Gebäude- und Technikatlas des Landkreises Ravensburg Methodik einer Bestandsaufnahme

*Einen interessanten Weg zur Dokumentation des alten Gebäudebestandes geht der Landkreis Ravensburg. Hier gibt es seit Ende der 1970er-Jahre eine vom Landesdenkmalamt erarbeitete Liste der Kulturdenkmale. Darüber hinaus entsteht auf Kreisebene seit 1996 ein so genannter „Gebäude- und Technikatlas“. Die Bearbeiter können sich ganz auf eine breit angelegte Bestandsaufnahme konzentrieren, ohne eine Auswahl nach den Kriterien des Denkmalschutzgesetzes treffen zu müssen. Dadurch wird das öffentliche Bewusstsein auch für jene kulturgeschichtlichen Zeugnisse geschärft, die zwar keinen Denkmalwert im Sinne des Gesetzes haben, die aber das Erscheinungsbild und das Selbstverständnis der Region mit prägen. Da das Landesdenkmalamt in absehbarer Zeit nicht in der Lage sein wird, die Kulturdenkmalliste neu zu bearbeiten, bietet der Gebäude- und Technikatlas eine wichtige Basis für aktuelle Einzelfallentscheidungen zur Denkmaleigenschaft im Kreis Ravensburg. Die Autorin, derzeitige Hauptbearbeiterin, stellt das Atlaswerk im folgenden Beitrag vor.*

Sibylle Schmidt-Lawrenz

Das Bild des ländlichen Raumes wandelt sich ständig. Die landwirtschaftlichen Produktionsweisen ändern sich, die Zahl der bäuerlichen Betriebe wird weiter schrumpfen. Damit einher geht ein allmähliches Verschwinden alter Bauernhäuser und technischer Nutzbauten – oft gebaut „für die Ewigkeit“, heute jedoch unmodern und kostenintensiv. Das führt zu einem sichtbaren Wan-

del der Kulturlandschaft. Diese Entwicklung wird sich kaum aufhalten lassen.

Umso wichtiger wird die Bestandsaufnahme historischer Bausubstanz – Ziel ist eine Gesamterfassung all dessen, was als prägend für die Region des Landkreises Ravensburg gelten kann, auch wenn ein Gebäude keine Denkmaleigenschaften besitzt. Sie dient als Arbeitsgrundlage für die Un-



1 Ein verfallenes Bauernhaus in einem kleinen Weiler bei Wilhelmsdorf, aufgenommen 1999 – inzwischen ist das Haus verschwunden.

tere Denkmalschutzbehörde des Landkreises und als Forschungsgrundlage für die museale und heimatpflegerisch motivierte Bauforschung. Darüber hinaus ist es wünschenswert, in dem einen oder anderen Fall Anstoß zum Erhalt eines Hauses zu geben und das Bewusstsein für den Wert historischer Gebäude zu schärfen.

## Die Anfänge des Projektes

Initiatorin der Maßnahme war die Arbeitsgemeinschaft Heimatpflege im Allgäu, genauer gesagt die „Fachgruppe Bauen“. Sie hat die Idee realisiert und den „Gebäudeatlas württembergisches Allgäu“ auf den Weg gebracht.

Gedacht war an eine Daten- und Fotosammlung zu den heimatpflegerisch bedeutenden Bauten des ländlichen Raumes – genauer des Altkreises Wangen, dem östlichen Teil des heutigen Landkreises Ravensburg. Die Arbeit an diesem Teil des Gebäudeatlasses wurde hinsichtlich der Bauernhäuser in den Jahren 1996 bis 1997 von meinem Vorgänger Dr. Jensch abgeschlossen.

Die grundlegende Bedeutung der Arbeit wurde schnell deutlich; etliche der während der Arbeit aufgenommenen Gebäude waren nach kurzer Zeit bereits verschwunden – abgerissen oder vollständig umgebaut. Der Landkreis Ravensburg hat die kulturgeschichtliche Bedeutung der Arbeit für die Region Oberschwaben erkannt und hat nicht nur die Finanzierungslücke für weitere Jahre geschlossen, sondern hat den Aufgabenbereich auf den gesamten Landkreis ausgedehnt. Konkret ging es jetzt um die Gemeinden im westlichen Bereich, überwiegend die Altkreise Ravensburg und Waldsee und Teile der Altkreise Saulgau und Tettnang. Von Bodnegg im Süden bis Bad Waldsee im Norden, von Wolfegg im Osten bis Wilhelmstadt im Westen.

Außerdem werden jetzt auch systematisch technische Zeugnisse wie Mühlen, Käsereien oder frühe Industriebauten aufgenommen. Diese waren in der bereits erwähnten ersten Erfassung im Altkreis Wangen noch nicht gezielt bearbeitet worden, dieses Arbeitsfeld steht dort noch aus. Das bedeutet insgesamt einen erheblichen Arbeitsumfang, sind doch allein im Altkreis Wangen 2410 Objekte in den Atlas aufgenommen worden. Leider ist der vollständige Abschluss der Arbeit im Moment durch Finanzierungsprobleme gefährdet; aber es bleibt zu hoffen, dass eine Finanzierungsmöglichkeit gefunden wird.

Die Erfassung historisch wertvoller Gebäude und technischer Kulturzeugnisse im „Gebäude- und Technikatlas“ kann daher keinesfalls in die Tiefe gehen. Sie soll eher als Grundlage für weitergehende Forschungen verstanden werden, als Momentaufnahme des aktuellen Bestandes.



## Recherchearbeiten

Um die Standorte der alten Bebauung lokalisieren zu können, muss man sich zunächst ein Bild der historischen Bauentwicklung machen. Dazu hat sich der Flurkartenvergleich als ausgesprochen rationell erwiesen. Die Flurkarten des Urkatasters der ersten württembergischen Landesvermessung aus den 1820er-Jahren werden unter die Folien der aktuellen Flurkarten gelegt, so wird die Veränderung schnell ersichtlich. Die Deckungsgleichheit von Grundrissen auf der alten und der neuen Karte deutet auf einen möglichen Altbestand hin und wird bei einer späteren Ortsbegehung besonders beachtet. Zum einen kann dadurch alter Bestand unter einer modernen Fassade geortet werden, zum anderen ergeben sich durch den Bezug zum Zeitpunkt der ersten Erfassung sichere relative Datierungshinweise „post quem“ oder „ante quem“. Ein Objekt ist also entweder jünger oder älter als dieses Datum. Das bedeutet zwar eine gewisse Willkür, aber die Erfassung erfolgt tatsächlich nicht streng nach diesem Zeitmaßstab. Jüngere Objekte werden unter Umständen durchaus aufgenommen, wenn sie von heimatpflegerischer oder kulturhistorischer Bedeutung sind. Außerdem musste ein gewisser Maßstab für die Eingrenzung gefunden werden, sonst besteht die Gefahr des Ausufers. Die Möglichkeiten zur Optimierung der Methode „Flurkartenvergleich“ praktiziert in vorbildlicher

*2 Blick in den mächtigen Dachstuhl der Mühle in Zollenreute, Stadt Aulendorf. Das Gebäude stammt aus dem 18. Jahrhundert.*

Art die Stadt Basel. Dort haben die Stadt, das Vermessungsamt und das kantonale Denkmalamt gemeinsam ein Projekt zur Digitalisierung des vorhandenen aktuellen und historischen Kartenmaterials entwickelt. Die Karten wurden per CAD-Programm erfasst und übereinander gelegt. Die dadurch entstandenen Pläne ermöglichen ohne großen Aufwand einen schnellen Überblick über die historische Bausubstanz, nicht nur der noch bestehenden, sondern auch der abgegangenen. Im Endeffekt bedeutet dies eine enorme Zeitersparnis für die Bau- und die archäologische Denkmalpflege.

Eine zweite Quelle stellen die jeweiligen Oberamtsbeschreibungen dar. Die Beschreibung des Oberamtes Ravensburg von 1836 (S. 31–32), enthält allgemeine Hinweise: „Die Gebäude sind im Allgemeinen nicht so ahnsehnlich. Fast überall trifft man auch noch Strohdächer, auch Schindeldächer, letztere hauptsächlich auf der Wolfegger Höhe; ganz hölzerne Häuser kommen auch noch vor.“ Darüber hinaus enthält sie auch Fakten wie die genaue Anzahl der Einwohner und der Parzellen. Es werden die Anzahl der Mühlen ebenso aufgeführt wie die der Gastwirtschaften, der Schulen und der Kirchen. Ein unerschöpfliche Quelle, gerade im Hinblick auf die Mühlenstandorte, da kaum eine der vielen Mühlen des Landkreises Ravensburg noch in Betrieb ist, ihre frühere Existenz ist jedoch an vielen Stellen ablesbar. Die meisten Weiher in Oberschwaben sind künstlich angelegte Mühl- oder Fischweiher, Kanäle und Wehre sind – oft versteckt – aber dennoch vielerorts noch vorhanden, was viel zu der heute als angenehm empfundenen Prägung der „Kulturlandschaft Oberschwaben“ beigetragen hat.

### Die Ortsbegehung

In einem zweiten Arbeitsschritt werden die Gebäude dann vor Ort in Augenschein genommen.

4 Ein auffällig gestaltetes Gusseisenkreuz oberhalb von Berg. Es ist der „Himmelskönigin Maria“ geweiht.

3 Ein kleines Wasserkraftwerk bei Berg an der Schussen, erbaut 1903. Im Inneren befindet sich neben der modernen Turbinentechnik noch ein Getriebe aus den frühen Dreißigerjahren des 20. Jahrhunderts.



Erst dann kann die Entscheidung fallen, ob ein Objekt aufgenommen wird, oder ob es sich zum Beispiel um einen „Nachbau“ handelt, der die gleichen Dimensionen wie der ursprüngliche Bau des Urkatasters aufweist. Handelt es sich um einen Altbau, wird die Außenansicht hinsichtlich der Gebäudestruktur und – sofern dies möglich ist – die Dachwerkskonstruktion beschrieben. Der bauliche Zustand und mögliche Planungen bezüglich einer eventuell anstehenden Nutzungsänderung oder Sanierung werden ebenfalls festgehalten.

Grundlegend ist neben der Beschreibung nach den genannten Kriterien die Befragung der Besitzer und Besitzerinnen. Oftmals ergeben sich durch diese Gespräche interessante familien- oder ortsgeschichtliche Details, die durch eine rein äußerliche Begutachtung natürlich nicht ermittelbar sind. Das hierbei Gesehene und Gehörte kann freilich nicht immer in den Gebäudeatlas einfließen. Die Fülle dieser Informationen ist aber oft von unschätzbarem Wert für alle heimat-, sozial- und technikgeschichtlich interessierten Laien und Fachleute und wird deshalb soweit als möglich zusätzlich gesammelt z.B. in Form von Gedächtnisprotokollen oder Fotografien.

Die direkte Befragung ist in Bezug auf die technischen Kulturzeugnisse manchmal sogar die einzige Möglichkeit des Erkenntnisgewinns. Eine kleine Schmiede, vor 100 Jahren gebaut und seit 10 Jahren außer Betrieb, eine später umgenutzte



Käserei, eine Sammelkühlanlage, wie sie in den Fünfzigerjahren des 20. Jahrhunderts vielfach aus dem Boden schossen, eine Wasserkraftanlage; alle diese Bauten tauchen weder im Urkataster auf, noch wurden sie in der Oberamtsbeschreibung von 1836 erfasst, sie sind „zu jung“. Zwar liefern äußere Kennzeichen erste Hinweise, aber erst die genaue Auskunft ortskundiger Gewährsleute kann die Vermutungen bestätigen, ihr Wissen ist unschätzbare Bestandteil bei der Arbeit am Gebäudeatlas.

Weniger schwierig ist die Aufnahme von Flurkreuzen, sie werden sozusagen „im Vorübergehen gesammelt“. Sie sind die Signaturen alter bäuerlicher Kulturlandschaften und Zeichen ihrer religiösen Traditionen.

Aber auch hier hat sich die Befragung als erhellend erwiesen. So gibt es z.B. in der Gemeinde Fronhofen auffallend viele große hölzerne Flurkreuze. Im Gespräch mit einer Hofbesitzerin stellte sich heraus, dass ein in den frühen Sechzigerjahren des 20. Jahrhunderts tätiger Pfarrer auf diesen hölzernen Kreuzen bestand. Geschmiedete Kreuze oder solche aus Eisenguss lehnte er als unmodern ab.

Den weitaus größten Anteil an Objekten machen aber die Bauernhöfe aus. Meist handelt es sich um Eindachhöfe, bei denen das Wohnen und die Ökonomie unter einem Dach zusammengefügt sind. Größere Hofstellen – oft unter klösterlicher Grundherrschaft errichtet –, bestehen manchmal auch aus frei stehenden Wohnhäusern mit einem oder mehreren multifunktionalen Nebengebäuden.

Oft blieb nach der Erweiterung des Wirtschaftsteils in erster Linie die Bausubstanz des Wohnteils einer Hofstelle erhalten, es wurde lediglich im Inneren modernisiert. Die Natursteine, die vielfach als Baumaterial dienten, sind stabil und halten bis heute einiges aus. Die Besitzerin eines Bauernhauses, die ein baufälliges Objekt gekauft hat,



5 Ein ehemaliges Dienstbotenhaus mit Wasch- und Schlachtraum und Brennerei im Erdgeschoss in Großtobel, Gemeinde Berg.

war anfangs ob der dicken Wände aus Stein sehr skeptisch, weil das Verputzen aufwändig war und man fast kein Bild aufhängen kann. Heute weiß sie die guten Dämmungseigenschaften der Natursteinwände zu schätzen, weil sie nämlich das manchmal lästige Läuten des Telefons im Nebenzimmer schon nicht mehr hört. Außerdem will sie auf die guten Lagerqualitäten des dazugehörigen Steinkellers keinesfalls mehr verzichten.

Reine Holzhäuser – meist handelt es sich um Nadelholzbauten – haben sich dagegen seltener erhalten. Dieses Baumaterial war kostengünstiger und einfacher zu beschaffen, sein Erhalt ist jedoch oft gefährdet durch tierische Schädlinge und vor allem durch Salpeterbefall durch aufsteigende Nässe im Stallbereich.

Umso wichtiger ist die genaue Dokumentation der wenigen noch verbliebenen Beispiele im Landkreis Ravensburg.

Zurück zur Struktur des Bauernhauses, genauer zum Wirtschaftsteil – in den historischen Unterlagen des Vermessungsamtes immer nur „Scheuer“ genannt, egal ob freistehendes unterschied-

6 Ein Bauernhaus in Schlegelsberg, Gemeinde Wolfegg, erbaut im 18. Jahrhundert. Der Wohnteil besteht im Keller und den Außenwänden aus Natursteinmauerwerk, im Inneren überwiegend aus verputzten Holzbohlenwänden. Der Wirtschaftsteil wurde zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Ziegelbauweise modernisiert. Über dem Wohnteil ist der Krüppelwalm noch vorhanden, am Wirtschaftsteil wurde er entfernt zur Gewinnung von Bergeraum. Die ursprüngliche Stroheckung wurde durch Falzziegel ersetzt.





7 Marienfigur an der Fassade der 1931 nach einem Brand des viel älteren Vorgängerbauwerks errichteten Stählin'schen Kunstmühle in Baienfurt.



8 Medaillon an der Schule in Ebenweiler von 1911.

lich genutztes Nebengebäude oder als Berge- und Stallscheuer am Wohnteil angebaut.

Der Wirtschaftsteil ist in fast allen Fällen vergrößert und grundlegend umgebaut worden. Man brauchte mehr Platz für den größer werdenden Viehbestand, Folge der Mitte des 19. Jahrhunderts einsetzenden Umstellung auf die Grünlandwirtschaft. Oft bestanden die Wände des Stalls auch nur aus einfachen Fachwerkwänden mit ungenügender Fundamentierung. Deren Stabilität war begrenzt, man ersetzte sie im Laufe der Zeit durch massives Mauerwerk. Sehr häufig sieht man Klinkerwände mit Zierelementen wie Fensterbögen und Zahnfriese oder zweifarbige Ziegelsteine; die meisten stammen aus dem späten 19. Jahrhundert.

Es existieren an einem einzigen Objekt oft gleichzeitig verschiedene Bauphasen, die leicht an der Außenfassade ablesbar sind. Kultureller Wandel wird so erkennbar und erklärbar.

Alle diese einzelnen Hinweise werden gesammelt. Zusätzlich werden die Objekte mit Einwilligung der jeweiligen Besitzer und Besitzerinnen fotografisch erfasst, einmal als Digitalaufnahme und zum Zweiten konventionell als Schwarz-Weiß Aufnahme. Wenn möglich werden auch die Innenräume und Details abgelichtet.

#### Die Weiterverarbeitung der Informationen

All diese Bild- und Textinformationen werden in einer von der Verfasserin eigens entwickelten Accessdatenbank aufgenommen. Sie bildet das „Herzstück“ des Gebäude- und Technikatlases, da hier sämtliche Informationen zusammengeführt und durch unterschiedliche Suchfunktionen vielfach kombinierbar sind.

In der Datenbank ist jedes Objekt in einem Datenblatt als eigener Datensatz aufgenommen.

Zunächst erfolgt eine Ordnung der Datensätze nach dem alphabetisch und alphanumerisch orientierten System der amtlichen Kreisbeschreibung und dem genauen Straßennamen mit Hausnummer, danach die Flurkartenummer und die Flurstücknummer des Objektes. Zur noch genaueren Ortsbestimmung gehören auch die Gauß-Krügerwerte der jeweiligen topografischen Karte.

Der individuellen Objektbezeichnung geht die Objektkategorie voraus. Die Kategorien dienen als Datenbank-Filterinstrumente, die unterschiedlichen Gebäude werden zum Beispiel den Bereichen „Einhaus“, „Nebengebäude“, „Technikzeugnis“ oder „öffentliche Einrichtung“ zugeordnet. Die Felder Datierung und Urkartennachweis werden nach Möglichkeit ausgefüllt, oft können nur zeitliche Annäherungen vorgenommen werden. Zentraler Bestandteil des Datenblattes ist das so

genannte digitale Leitbild, in dem das Objekt möglichst vollständig und als eindeutig identifizierbar dargestellt wird. Dazu gehört ein kurzer Text, der vor allem die Struktur des Bauwerks und eine möglichst objektive Zustandsbeschreibung beinhaltet. Weitere Kategorien sind der Status – damit ist die Ortsbild- oder Landschaftsprägung gemeint, die Agenda, die ein kurzes Statement zum aktuellen Zustand bedeutet und eventuell eine Referenz, falls andere Personen als die Besitzer Auskunft zum Objekt gegeben haben. Außerdem erfolgen ein Hinweis auf einen eventuellen Denkmaleintrag und neben dem Datum und dem Namen der Erfasserin eine kodierte Einschätzung zu Denkmaleintrags- oder Bauforschungsempfehlungen.

Zusätzlich ist ein erweitertes Beschreibungsfeld eingebunden, welches für Informationen gedacht ist, die auf Wunsch der Besitzer oder aus datenschutzrechtlichen Gründen nicht auf der Ausdrucksoberfläche erscheinen sollten.

Die Datenbank bietet einige Vorteile. Bilder werden mit einer textlichen Beschreibung kombiniert. Es können große Datenmengen verarbeitet und jederzeit erweitert werden. Ein klassischer „Karteikartenausdruck“ schwarz auf weiß – oder besser farbig auf weiß mit Bild ist ebenso möglich. Außerdem kann man in Sekundenschnelle Objekte herausfiltern, auf die zum Beispiel folgende Kriterien zutreffen: „älter als 250 Jahre, zweigeschossig mit Walmdach“, „unterkellert, Erdgeschoss aus Natursteinmauerwerk und früher zum Besitz des Klosters Weißenau gehörig“, oder „sämtliche Mühlengebäude“, die es im Landkreis noch gibt. Die Suchfunktionen sind beinahe endlos variierbar und bieten Antworten auf vielerlei Fragen.

Das Datenbankprogramm ermöglicht auch die spätere Korrelierbarkeit mit anderen Systemen der öffentlichen Verwaltung. So ergibt sich zum Beispiel die Möglichkeit, historisch bedeutsame Objekte ohne größeren Aufwand in die digital erfassten Flächennutzungspläne des Kreisplanungsamtes einzutragen.

Nach dieser Vorgehensweise wurden die Gemeinden systematisch begangen. Jeder Weiler und jeder Einzelwohnplatz wurde begutachtet, kein Haus und kaum eine ehemalige Werkstatt entgeht der Aufmerksamkeit der Erfasserin.

Die Gesamtheit der Informationen wird zentral gesammelt und steht nach Abschluss der Arbeit im Landratsamt Ravensburg und im Bauernhaus-Museum Wolfegg zur Verfügung. Dabei muss aus Gründen des Datenschutzes ein zur Einsichtnahme berechtigtes Interesse nachgewiesen werden. Darüber hinaus erhielt jede Gemeinde eine Ausgabe der sie betreffenden Text- und Bildinformationen auf Papier und CD-Rom.

## Ziele des Projektes „Gebäude- und Technikatlas des Landkreises Ravensburg“

Der Atlas enthält keine eigentliche Bauforschungsarbeit. Dazu reichen weder die Zeit noch die personelle und finanzielle Ausstattung. Viel eher geht es darum herauszufinden, welche Objekte vielleicht einmal für die Bauforschung in Frage kommen könnten oder das besondere Interesse der Heimatpflege und -forschung verdienen. In erster Linie soll er, wie bereits erwähnt, der Unteren Denkmalschutzbehörde des Landratsamtes und den jeweiligen Gemeinden bei Bauanträgen als Arbeitsgrundlage dienen. Viel Recherchearbeit wurde hier vorweggenommen, die Arbeit sollte fortgeführt und ständig aktualisiert werden.

Außerdem ist es wichtig, die Aufmerksamkeit auf diejenigen historischen Objekte zu lenken, die nicht im Blickpunkt der Denkmalpflege stehen und deren allmähliches Verschwinden oft erst dann bemerkt wird, wenn die Neubauten dominieren. Es geht um die „ganz normalen Bauernhäuser“, die kleinen Werkstätten, die Käsereien, die älteren Mahlmühlen und Hammerschmieden und die jüngeren Wasserkraftwerke – all das, was in seiner Gesamtheit das Bild Oberschwabens prägt. Eine eher kleinteilige Bebauung, deren Strukturen zu meist praktischen Überlegungen unterworfen waren. Das Klima, das zum Beispiel durch die Schneelast die Dachkonstruktion mitbestimmt hat, die Bauvorschriften der jeweiligen Grundherrschaft, das Know-How der Bauhandwerker einer Region, diese Liste ließe sich fortsetzen.

All das geht allmählich verloren, das Gesicht der Kulturlandschaft verändert sich und wird immer einheitlicher. Ein Neubaugebiet einer oberschwäbischen Gemeinde unterscheidet sich in erster Linie durch die geografischen Gegebenheiten von einem Neubaugebiet in Lüneburg. Die einzelnen Häuser sind austauschbar. Aber ein 300 Jahre alter Bauernhof aus Oberschwaben sieht keinesfalls so aus wie ein bauzeitgleiches Gehöft in Schleswig-Holstein.

Etliche der seit 1996 in den Gebäudeatlas als historisch wertvoll eingestuft Gebäude wurden inzwischen abgerissen und durch Neubauten ersetzt. Oftmals wird eine Aufnahme zum letzten Blick – zur zweidimensionalen Erinnerung an eine jahrhundertalte Geschichte.

Es geht nicht um eine romantisierende Sicht auf die „alten Häuser“, die doch so viel schöner sind als alle neuen. Veränderungen hat es immer gegeben und wird es immer geben, nicht jedes alte Gebäude ist erhaltenswert und von historischem Interesse.



Aber wenn der eine oder andere Hausbesitzer durch die Aufnahme seines Hofes in den Gebäudeatlas darauf aufmerksam gemacht wird, welcher Schatz sich hinter der vielleicht unscheinbaren Fassade verbirgt, dann ist schon etwas erreicht. Oft ist es das erste Mal, dass sich jemand Gedanken macht über das Alter des Hauses, in dem die Familie seit Generationen lebt. Die Perspektive der Außenstehenden auf das „alte Glump“ will in erster Linie zum Nachdenken anregen, will eine etwas positivere Sicht vermitteln. Und wenn ein Gebäude frisch saniert in neuem Glanz erstrahlt, dann hat sich die Arbeit gelohnt.

*9 Ein ehemaliges Bauernhaus in Bergatreute, schonend saniert und zum Wohnhaus umgebaut.*

### Literatur:

Arbeitsgemeinschaft Heimatpflege im württembergischen Allgäu e.V.: Gebäudeatlas württembergisches Allgäu 1996/97, Erhebung heimatpflegerisch bedeutender Gebäude des ländlichen Raumes im württembergischen Allgäu. Kurzbeschreibung. Wangen 1997.

Landkreis Ravensburg (Hrsg.): Im Oberland. Kultur – Geschichte – Natur. Heft 2/2000 und Heft 2/2001.

Ober-Finanzrath v. Memminger im Auftrag der Regierung (Hrsg.): Oberamtsbeschreibung des Oberamtes Ravensburg, Stuttgart und Tübingen 1836. Neuausgabe 1974 ( unveränderter photomechanischer Nachdruck).

Werner, Paul und Werner, Richilde: Vom Marterl bis zum Gipfelkreuz. Flurdenkmale in Oberbayern. Berchtesgaden 2/1996.

*Sibylle Schmidt-Lawrenz M. A.  
Hackenbach 6  
87785 Kronburg*



## Asams Kuppelausmalung in Gefahr? Schäden an der Kupferdeckung der Vierungskuppel von Weingarten

*Zu einer ersten Begutachtung der Schäden an der Vierungskuppel der Klosterkirche Weingarten (Kr. Ravensburg) war eine „Kletter-Expedition“ in den engen Hohlraum zwischen gemauerter Kuppelschale und Kuppeldach nötig. Durch eine Meldung des Staatlichen Vermögens- und Hochbauamtes in Ravensburg alarmiert, dass Regenwasser in den Innenraum der Kuppel eindringt, fand Anfang Mai 2002 in der Klosterkirche eine Begehung der Tambourkuppel statt.*

Beata Hertlein

Über den Nordturm und einen Außensteg erreicht man den Dachraum des Langhauses und gelangt von dort aus über eine enge, in die Mauer des Tambour eingebaute Spindeltreppe in das Innere der Kuppelkonstruktion. Ein mühsamer Weg, für den der Blick durch kleine Fensterchen in die Tiefe der Vierung und auf die Kuppelausmalung Cosmas Damian Asams entschädigt. 1727 wurde die an Stelle eines Vorgängerbaues neu errichtete Benediktiner-Reichsabteikirche St. Martin und Oswald in Weingarten geweiht. Sie ist das Ergebnis einer nahezu 40-jährigen Bauzeit. Als maßgebliche Entwerfer gelten Franz Beer, Caspar Moosbrugger und Donato Giuseppe Frisoni. Die größte deutsche Barockkirche ist als Wandpfeilerbasilika nach Vorarlberger Bau-

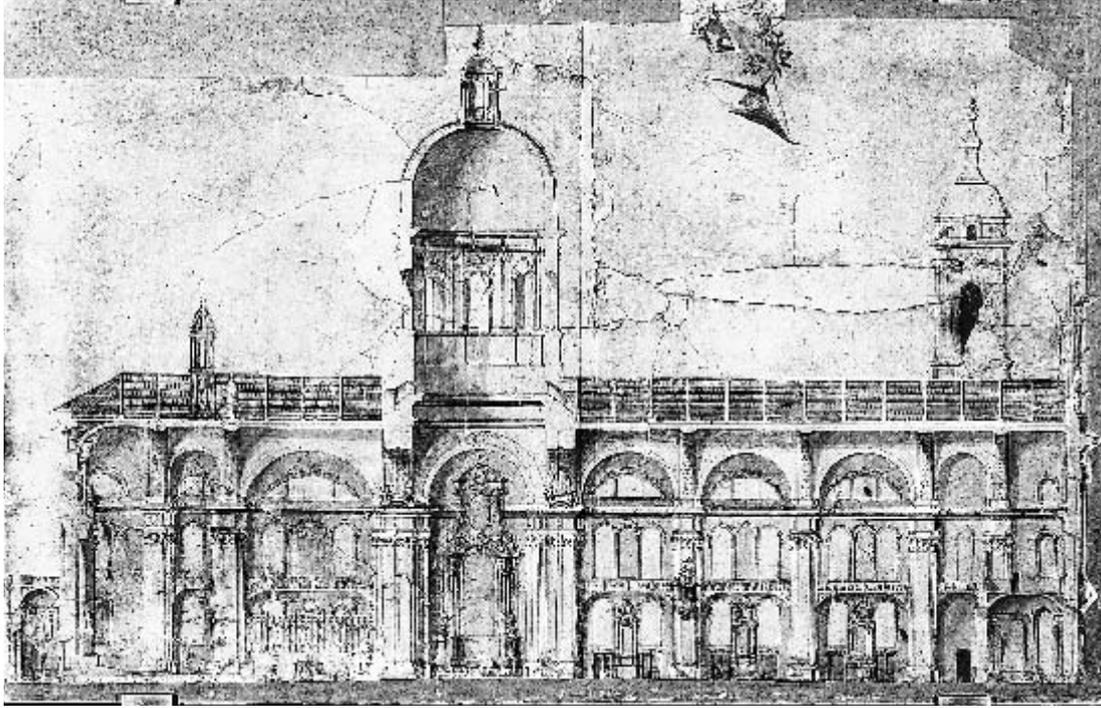
schema konzipiert. Der Longitudinalbau weist ein Querhaus mit monumentaler Tambourkuppel auf, die der Kirche auch den Beinamen eines „schwäbischen Petersdomes“ eintrug. Als entwerfender und planender Architekt der Kuppel darf Donato Giuseppe Frisoni gelten, der als Baudirektor am Schlossbau in Ludwigsburg sowie in Stuttgart am Prinzenbau und am Lusthaus in württembergischen Diensten stand.

Nach Gebhard Spahr (Die Basilika Weingarten, Sigmaringen 1974) können drei der erhaltenen Risse, darunter der abgebildete Längsschnitt, Frisoni zugeschrieben werden.

Über der Vierung erhebt sich ein achteckiger Tambour mit Kuppeldach und achteckiger Laterne. An jeder Seite des Tambours rahmen ober-



1 Weingarten,  
Klosterkirche, Ansicht  
von Westen.



2 Längsschnitt der Klosterkirche, Entwurf von Donato Giuseppe Frisoni, 1718.

halb flacher Wandvorlagen je zwei ionische Pilaster die Fenster. Sie setzen sich im Relief der Kupferblecheindeckung optisch als Gurte fort und münden in den Säulchen an den Ecken der Laterne.

Die Kuppel besteht aus einer in Backstein gemauerten, verputzten Kuppelschale mit den statisch notwendigen Gurten, einem rundum begehbaren Hohlraum und einer Dachkonstruktion mit Blecheindeckung. An der Außenseite der Kupfereindeckung stehen die Gurte der Kuppelschale jeweils in direktem Bezug zu den aus dem Blech gekröpften Gurtpaaren, die hier jedoch lediglich der Gestaltung dienen. Damit wird auch am Außenbau die Kraftabtragung von der Laterne in den Tambour dargestellt.

Die Holzkonstruktion besteht aus seitlich an das Dachgebälk der Kuppel angelaschte, der Rundung der Kuppelwölbung angepasste Bohlenbinder, welche die Holzschalung mit der Kupferblechdeckung tragen. Bei den Kupferblechtafeln könnte es sich überwiegend noch um jene Eindeckung der Erbauungszeit handeln, von der in einem Briefwechsel des Jahres 1717 die Rede ist. In einem Brief vom 03. 12. 1717 fragt Frisoni beim Kanzler Kuen an, ob die Kuppel mit Kupfer oder Blei gedeckt werden solle. Aus dem Antwortschreiben des Bruders Andreas Schreck geht hervor, dass als Material für die Dacheindeckung der Kuppel Kupfer verwendet werden soll. „... Ad 2dum wirdt es bei ihro hochwürden und Gnaden unseres beederseitz gnädigen Herren gnädiger Resolution stehen und mit was materi die Kuppel solle gedecket werden, glaublich aber wirdt mit Kupfer geschehen...“ (nach Spahr, 1974).

Die einzelnen Kupferblechtafeln sind im Stoßbe-

reich seitlich zusammengefalzt, um ein Verschieben der einzelnen Bleche untereinander zu ermöglichen und die Wärmeausdehnung des Metalls auszugleichen. Auch im Bereich des horizontalen Stoßes sind die Blechtafeln ineinander gehängt, um sowohl ein Verschieben der Bleche als auch eine konstruktiv sinnvolle Wasserableitung zu gewährleisten. Die Bleche besitzen auf der Dachinnenseite angelötete Haften, welche mittels geschmiedeter Nägel an der Holzschalung befestigt sind. Diese Nägel sind an der Schalungsinenseite umgeschlagen. Zur Belüftung der Kuppel sind in der Blecheindeckung Entlüftungsschlitze eingebaut, die einen Luftaustausch ohne das Eindringen von Wasser ermöglichen.

Die Schäden konzentrieren sich vor allem auf die Wetterseite. Bei Reparaturen an der Blecheindeckung wurden – abweichend vom ursprünglichen Konstruktionsprinzip – Bleche aufgenietet, sodass eine starre Verbindung entstand, welche die Wärmeausdehnung des Bleches nicht ausgleichen konnte und zwangsläufig zur Rissbildung in den Kupferblechtafeln führte. Hier und im Bereich der Löcher an den Nietten konnte nun Wasser eindringen, das zur teilweisen Vermorschung der Verschalung führte. Zudem rutschen im Bereich der Reparaturbleche die Schalungsbretter ab, die weder eine Verbindung zum Blech noch zur Hauptkonstruktion zu haben scheinen. Partiiell ist an der Holzkonstruktion in Bereichen, in denen Wasser eindringt, ein Befall von Pilzen oder Schwamm erkennbar. Auf Dauer wären ohne die dringend notwendigen Reparaturen an der Dacheindeckung Folgeschäden an den Kuppelausmalungen von Cosmas Damian Asam zu erwarten.



3 Tambour der Kuppel.

4 Detail der Blecheindeckung mit Reparaturblechen.

Bis die Möglichkeiten zur Finanzierung geklärt sind, müssen verschiedene Vorarbeiten geleistet werden. So ist im Labor abzuklären, um welche Art von Befall es sich handelt. Darüber hinaus sollen für die Überprüfung der Statik ein maßstabsgerechter Grundriss und ein Querschnitt erstellt werden. Eine Abwicklung der Kuppelsegmente innen und außen soll einer systematischen Dokumentation und Kartierung der Schäden dienen. Da die einzelnen Segmente durch die Krümmung der Kuppel nicht in der wahren Länge dargestellt werden können, werden die Bleche zwar nicht maßlich exakt, aber lagegerecht erfasst. Die genauen Blechabmessungen werden in Form von Beischriften in die Zeichnung einfließen.

Eine Fotodokumentation der Schäden soll durch ein Nummerierungsschema eindeutig den Befunden in der Kartierung zugeordnet werden.

Auf dieser Grundlage sollen der Schadensumfang ermittelt, ein Maßnahmenkonzept entwickelt und die Kosten kalkuliert werden. Zur Feststellung der Schäden muss ein Gerüst erstellt werden, da die Begehung der äußeren Dachhaut derzeit lediglich über eine kleine Ausstiegsluke möglich ist. Zu ihr gelangt man über eine Steigtreppe, deren Stufen aus Ziegelsteinen bestehen, welche aus der Kuppelschale auskragen und bereits wäh-

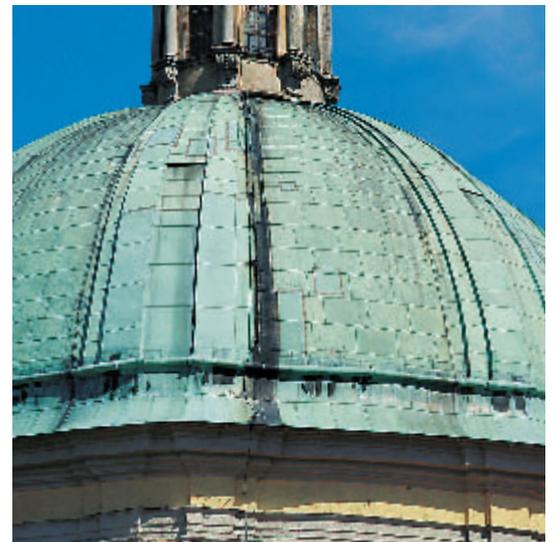
rend des Werkprozesses bei der Errichtung der Kuppel eingebaut wurden.

Erst nach dieser Bestandsaufnahme wird sich zeigen, wie viel von der originalen Kupferblecheindeckung noch vorhanden ist und ob die Reparaturen in unterschiedlichen Zeiten vorgenommen wurden.

Auch kann erst nach eingehender Untersuchung festgestellt werden, wie die ursprünglichen Falzverbindungen aussahen und wie sie hinsichtlich der Wärmeausdehnung des Bleches funktionierten. Darüber hinaus soll auch die Verbindung zwischen Blech, Schalung und Hauptkonstruktion näher untersucht werden, womit über das Schadensbild hinaus auch die Arbeitsweise des frühen 18. Jahrhunderts erfasst wird.

Eine Archivrecherche der Bauakten des 18., 19. und 20. Jahrhunderts könnte einen weiteren nützlichen Beitrag zur Restaurierungsgeschichte liefern.

Dass zur Erhaltung der originalen Kupferblecheindeckung die Reparaturbleche auf alle Fälle entfernt werden müssen, ist keine Frage; denn dass diese nicht funktionierten, zeigen eindeutig die entstandenen Risse. Auf welche Weise dann eine Reparatur im Bestand vorzunehmen ist, wird anhand der Ergebnisse der Voruntersuchungen zu klären sein. Bis dahin soll als Notmaßnahme



zunächst eine Verklebung der sichtbaren Risse im Blech erfolgen, um ein weiteres Eindringen von Wasser zu verhindern und die Kuppelausmalungen Asams vor Schäden zu bewahren.

*Dipl. Ing. Beata Hertlein M. A  
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege  
Alexanderstraße 48  
72072 Tübingen*

# Eine Werkstatt wird erhalten

## Optiker- und Uhrmachergeschäft Schwarzenberger in Isny/Allgäu

*Im Zentrum der Stadt Isny im Allgäu befindet sich in der Bergtorstraße 4 ein altes Gebäude (Handwerkerhaus), in dem sich bis 2000 das Optiker- und Uhrmachergeschäft Theodor Schwarzenberger befand. Anders als in vielen ähnlichen Fällen aufgebener Handwerks- und besonders Optikerbetriebe blieb hier die Einrichtung noch erhalten und wurde nicht durch Verkauf in alle Winde zerstreut. Es ist sogar vorgesehen, Werkstatt und Laden wieder von einem Uhrmacher nutzen zu lassen. Die Autoren haben im Auftrag des Landesdenkmalamtes eine Grobinventarisierung der Werkstatt mit ihrer technischen Einrichtung durchgeführt, die als Grundlage für die Beurteilung der Denkmaleigenschaften des Gebäudes samt seiner Einrichtung diente.*

Janine Maegraith / Michael Hascher

In diesem Artikel soll die Werkstatt und ihre technische Einrichtung beschrieben und der Kenntnisstand über ihren Stellenwert näher erläutert werden. Grundlage ist die Untersuchung, die sich von September bis November 2001 erstreckte. Das Vorgehen bestand darin, den Inhalt der Werkstatt und der anderen Geschäftsräume zu dokumentieren und daneben Recherchen zum allgemeinen Hintergrund des Optiker- und Uhrmachergewerbes sowie zu einzelnen Objekten in Bibliotheken und Archiven durchzuführen. Zudem gaben Wilhelm Schwarzenberger, der 88-jährige letzte Betreiber der Werkstatt, und Bernhard Koros, der jetzige Besitzer, wertvolle Informationen zum Gesamtkomplex. Einige weitere Personen waren bei der Einordnung einzelner Objekte behilflich.

Im Folgenden wird zuerst auf Gebäude und Firma, dann auf die beiden Werkstätten und schließlich auf einzelne, besonders interessante Einzelobjekte und -aspekte eingegangen.

### Das Gebäude und der Betrieb

1866 wurde das Haus Bergtorstraße 4 als Handwerkerhaus errichtet und beherbergte zunächst einen Kupferschmiedebetrieb. 1906/07 zog der Optiker und Uhrmachermeister Theodor Schwarzenberger in das Gebäude ein und ließ die Fassade umgestalten. Um 1917/18 wurde die Werkstatt zum Hof hin mit einem hellen Werkstatt-raum ergänzt. Ein Familienfoto zeigt die Söhne Theodor Schwarzenbergers in der Werkstatt um diese Zeit. Es entstand baulich die heutige Situation, in der sich die Geschäftsräume aus einer Op-

tiker-, einer Uhrmacherwerkstatt, einem auch als Lager genutzten Durchgang und dem Verkaufsraum zusammensetzen. Zusätzlich zu den heute erhaltenen Arbeitsstätten gehörten damals noch ein Raum im Obergeschoss, also im Wohnbereich, sowie einer im Keller. Alle diese Räume waren in den Arbeitsprozess eingebunden.

Theodor Schwarzenberger führte das Geschäft bis zu seinem Tod 1962. Sein 1913 geborener, heute noch lebender Sohn Wilhelm lernte ebenfalls das Uhrmacher- und Optikerhandwerk und arbeitete mit seinem Vater über 30 Jahre lang zusammen. Erst im Jahre 2000 gab er, mittlerweile 87 Jahre alt, das Geschäft ganz auf. Obwohl die Optiker-Einrichtungen einen Großteil des Raumes einnehmen, war der Betrieb in erster Linie eine Reparaturwerkstatt für Uhren. Th. Schwarzenberger hatte ein großes Talent und Vorliebe für den Bau von Uhren und Präzisionsinstrumenten und baute u.a. eine Präzisionsuhr (leider entwendet), elektrische Uhren, einen Schaltschrank (vorhanden) und Radios (abgegangen). Der Betrieb erfreute sich eines großen Kundenstammes und lieferte in die weitere Umgebung.

### Die Optikerwerkstatt

Die Bezeichnungen „Optiker-“ bzw. „Uhrmacherwerkstatt“ stammen von den Autoren und wurden eingeführt, um die Räume unterscheiden zu können. Anhaltspunkt war dabei der Schwerpunkt des Einsatzes der Werkzeuge im jeweiligen Raum. Es ist jedoch so, dass es zahlreiche Überschneidungen gibt: Die „Optikerwerkstatt“ könnte als der Raum mit den größeren Maschi-



nen charakterisiert werden, während die „Uhrenwerkstatt“ eher ein „stillere“ Arbeitsraum war. Die Überprüfung der Vollständigkeit der Einrichtung musste dennoch anhand der inhaltlichen Trennlinie erfolgen. Für die umfangreiche Einrichtung der Optikerwerkstatt wurde dabei das Optiker-Taschenbuch von Max Haase, eines der verbreitetsten Fachbücher in Westdeutschland herangezogen. In der untersuchten Werkstatt in Isny können, so das Ergebnis der Untersuchung, fast alle Arbeitsschritte des Optikers nachvollzogen werden. Zudem stammt ein großer Teil der Einrichtung der Werkstatt noch aus den Jahren zwischen 1917 und 1930, also der Erstausrüstung der Werkstatt, die W. Schwarzenberger voll funktionsfähig hinterlassen hatte.

Die Messung der Sehschärfe des Kunden und weitere Messungen erfolgten an einem Refraktometer der Firma Rodenstock im Obergeschoss. Dieser Apparat wurde wahrscheinlich aus Platzgründen aus der Werkstatt ausgelagert, blieb je-

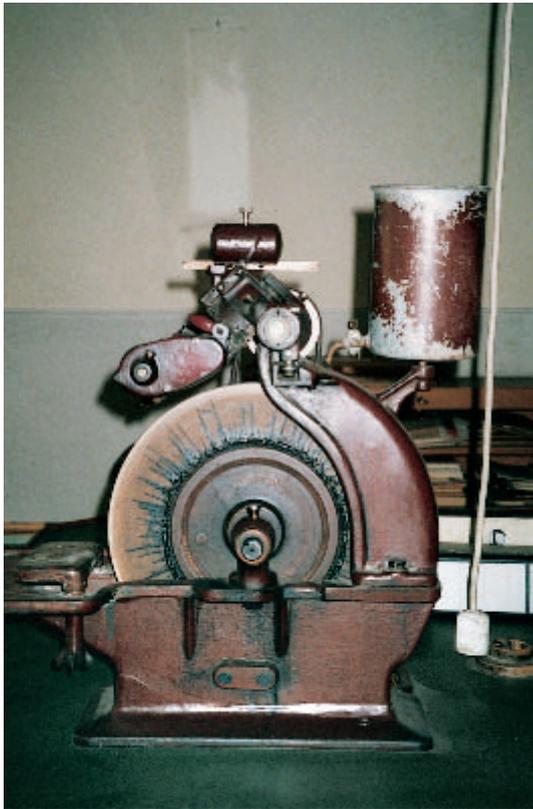
1 Isny, Gebäude Bergtorstraße 4. Derzeitige Straßenansicht.



doch erhalten. Zur Auswahl der Gläser kam der Kunde in die Optikerwerkstatt, in der die Sehtafel vorhanden war (erhalten) und der Probiergläserkasten stand (ebenfalls erhalten, Probierbrille unvollständig). Der weitere Herstellungsprozess konnte im gleichen Raum ohne den Kunden fortgeführt werden. Dabei wurden vor allem Gläser aus Rathenow bei Berlin (Firma Busch) verwandt, außerdem nur solche aus Glas und keine aus Kunststoff. Die Gläser wurden auf Maschinen, die ebenfalls aus Rathenow kamen (Firmen NG Triumph und Dama Optik Nitsche & Günther KG), geschnitten und poliert sowie für das Gestell gegebenenfalls angebohrt. Ein LötKolben (Firma Ersä) und ein Heißluftgerät sind ebenso noch vorhanden wie ein Clavulus-Nietgerät und zahlreiche Zangen und sonstige Präzisionswerkzeuge, die zur Fertigstellung einer Brille notwendig sind. Der erhaltene elektrische LötKolben ersetzte dabei seit den 1960er-Jahren ein Gaslötgerät, für das sich im Keller ein Koksöfen befand (dazu noch zahlreiche Koksrechnungen, Kamin). Die Anpassung der Brille erfolgte schließlich im Verkaufsraum. Damit konnte der vollständige Produktionsprozess der Optikerwerkstatt anhand der Einrichtung nachgewiesen werden.

#### Die Uhrmacherwerkstatt

Bei der Uhrmacherwerkstatt war der Arbeitsprozess zunächst nicht so eindeutig nachvollziehbar. Sie ist wesentlich kleiner als die Optikerwerkstatt und ihr Arbeitsbereich besteht neben den Ersatzteillagern (Einbauschränk) im Wesentlichen nur aus zwei Werkbänken. Ihre weit gehende Vollständigkeit konnte auf dem ungewöhnlichen Weg eines Bildes aus einem englisch-deutschen Wörterbuch verifiziert werden, das zuvor anhand einer volkskundlichen Darstellung geprüft wurde. Für die Reparatur von Uhren, die sich in vielen Fällen ja nur auf das Öffnen, den Austausch defekter Teile und das Schließen beschränkte, sind in der Werkstatt alle Geräte und Feinwerkzeuge, sowie ein umfangreiches Ersatzteillager vorhanden. Die Werkstatt enthält aber weit mehr: Die großen Bohr- und Drehmaschinen, die aus der Einrichtungszeit der Optikerwerkstatt stammen, konnten auch für die Reparatur größerer Uhren herangezogen werden. Ihr Bestand zeigt deutlich, dass Th. Schwarzenberger nicht nur für die Reparatur, sondern auch für den Bau von Uhren ausgerüstet war. Letztendlich konnte auch für die Uhrmacherwerkstatt ein vollständiger Produktionsprozess nachgewiesen werden. Zwischen beiden Werkstätten traten wohl gewisse Synergieeffekte auf, die bedingten, dass die Grenzen des dort Machbaren weiter gesteckt waren als bei reinen Uhrmachern oder Optikern.



2 Schleifmaschine  
(Fa. NG-Triumph).

3 Brillenglas-Schneidemaschine  
Dama Optik  
Nitsche & Günther KG.

Besonders interessante Einzelobjekte und Einzelaspekte

Überraschende Objekte für den Laien sind die Drehbänke. Beide werden noch über Transmissionen angetrieben, was in der Industrie seit den 1930er-Jahren unüblich ist. Für die alte, große Drehbank ist das nicht weiter verwunderlich, die kleine Präzisionsdrehbank wurde aber zusammen mit einem neuen Elektromotor erst in den 1960er-Jahren angeschafft. Ihre Form stimmt fast exakt mit der überein, die in Katalogen von 1903 zu finden war.

Einen Formenwandel kann man dagegen bei den Triebnietmaschinen der Uhrenwerkstatt feststellen. Es sind drei Maschinchen vorhanden, die wohl für Niete verschiedener Größe ausgelegt sind, aber vom Design her aus unterschiedlichen Zeiten zu entstammen scheinen.

Auffällig ist die Bindung an die Fabriken in Rathenow: Die Brillenglaschneidemaschinen konnten von Bettina Götze, Kreismuseum Rathenow, auf die 1920er-Jahre datiert werden, der Scheitelbrechwertmesser auf 1935. Neben den meisten Maschinen wurden auch die Linsen und Gestelle aus Rathenow geliefert. Aber auch die Werkbänke könnten ihrer Form und Farbe nach in Rathenow hergestellt worden sein. Die optische Industrie Rathenows blickt auf eine heute 200-jährige Geschichte zurück. Die Optikerwerkstatt bildet in diesem Zusammenhang ein wertvolles „Archiv“ und belegt die überregionale Bedeutung Rathenows vor dem 2. Weltkrieg.

Schließlich ist die Elektrifizierung der Werkstatt ein Aspekt, der ihre überregionale Besonderheit und Bedeutung ausmacht. Isny wurde schon 1897 an das Elektrizitätswerk Wangen im Allgäu angeschlossen. Dieses ging wiederum in den Elektrizitätswerken der Argen AG auf, die für den Überlandtransport der Energie eines der wenigen frühen Drehstromnetze betrieben, vor Ort aber in Gleichstrom umformten. 1918 kauften die Oberschwäbischen Elektrizitätswerke (OEW) die Elektrizitätswerke der Argen AG auf und integrierten die Leitungen in ihr Wechselstromnetz.

Von den heute in der Werkstatt vorhandenen Elektromotoren sind zwei mit einem Firmenschild der OEW versehen, welches zusätzlich auf das Fabrikat, also den eigentlichen Motorenhersteller hinweist. Ein Motor trägt sogar zwei Schilder, eines mit, eines ohne OEW-Schriftzug. Es scheint so, als ob zumindest dieser Motor umgebaut worden wäre. Dafür spricht auch, dass es heute einen zusätzlichen Anschluss gibt, der auf dem Familienfoto, das die Werkstatt um 1917 zeigt, noch nicht zu sehen ist.

Weitere Recherchen zu diesem, auch überregional interessanten Aspekt der Technikgeschichte werden dadurch erschwert, dass die Motoren der Werkstatt durchgängig von unbekannteren Herstellern kommen. Dies ist andererseits aber ein Aspekt, der den Wert der Werkstatt als „Archiv“ zusätzlich erhöht. Die beiden Motoren mit OEW-Plaketten stammen von der Firma DEKA in Darmstadt (in Katalogen auch als „Hessenwerke“ bezeichnet). Der dritte ältere Motor (daneben gibt

4 Teilansicht der Uhrenwerkstatt.

5 Triebnietmaschinen.



es einen aus den 1960er-Jahren) stammt von der „Apparat GmbH Elektromotorenfabrik, Esslingen (Neckar)“ (AE), einer Tochter der AEG. Diese produzierte seit den frühen 1920er-Jahren Elektromotoren, die für ihre „solide handwerkliche Ausführung“ bekannt waren.

#### Gesamturteil und Ausblick

Das Uhrmacher- und Brillengeschäft Schwarzenberger in Isny besteht seit Anfang des 20. Jahrhunderts. Seine Einrichtung stellt als Ganzes eine Quelle für die Entwicklung des Optiker- und Uhrmacherhandwerks seit jener Zeit dar. Derartige, über lange Zeit gewachsene Betriebe sind, auch weil seit den 1990er-Jahren viele gebrauchte Ein-

richtungen nach Osteuropa verkauft werden konnten, nur noch in sehr wenigen Fällen erhalten. Als Zeugen der Geschichte jener Handwerke ist ihre weitere Erhaltung und Dokumentation schon aus Sicht derer sinnvoll, die darin die „eigene“ Geschichte ihres Handwerks erkennen können. Aus Sicht des Denkmalschutzes sind vor allem die Seltenheit, aus der Perspektive der Technikgeschichte die empirischen Befunde wichtige Argumente dafür, diesen wertvollen und geschlossenen Bestand an materiellen, schriftlichen und bildlichen Quellen weiter zu sichern. Überdies wird in der Werkstatt auch die Sozialgeschichte eines handwerklichen Familienbetriebs lebendig, in dem Vater und Sohn über 30 Jahre lang Wohnhaus und Arbeitsplatz teilten.

#### Quellen und Literatur:

Max Haase, *Optiker-Taschenbuch: Die kleine Fachlehre des Augenoptikers mit einer Einführung in die Lehre vom Licht*, Stuttgart 1949.

Oxford-Duden Bildwörterbuch: Deutsch und Englisch, Mannheim, Wien, Zürich 1979.

Heinrich Mehl (Hg.), *Altes Handwerk in Schleswig-Holstein. Werkzeug und Arbeitsformen im Wandel*, Heide 1999.

Archiv des Deutschen Museums, München: Kataloge der Firmen Lorch und Wolf Jahn & Co.

Bettina Götze, *Aus der Geschichte der optischen Industrie Rathenows*, in: *775 Jahre Rathenow*, Festschrift, hg. von der Kreisverwaltung Rathenow, 1991, S. 27–37.

Wolfgang Leiner, *Geschichte der Elektrizitätswirtschaft in Württemberg*. 2 Bde. Stuttgart 1982 u. 1985.

Frank Dittmann, *Alles bewegt sich: Beiträge zur Geschichte elektrischer Antriebe (Geschichte der Elektrotechnik; 16)*, Berlin 1998.

Bezugsquellen der deutschen Elektroindustrie, Ausgaben 1914, 1938.

Stadtarchiv Esslingen: Bestände zur AEG-Fabrik in Esslingen.

*Janine Maegraith M. A.*

*Michael Hascher M. A.*

*Hascher & Hebisch, Partnerschaftsgesellschaft beratender Technikhistoriker*

*c/o Andreas Hebisch*

*Eulerstraße 13e*

*70565 Stuttgart*

# Die Stadtapotheke in Überlingen

## Behutsame Sanierung in Einzelschritten

*Die rechtzeitigen Voruntersuchungen dieses alten Bürgerhauses durch Bau-  
forscher und Restaurator blätterten nicht nur eine spannende Hausgeschichte  
auf, sondern bewahrten vor allem vor Verlusten an wertvollen Zeugnissen  
seiner frühen Nutzungsgeschichte. Besonders beispielhaft an dieser 1998  
bis 2002 erfolgten Sanierung ist darüber hinaus, mit welcher Selbstverständ-  
lichkeit der Bauherr auf jegliche Nutzungsverdichtung in seinem Hause ver-  
zichtet hat.*

Volker Caesar

### Fernstraße und Straßenmarkt

Die Franziskanerstraße ist Teil einer frühen Fern-  
straße, die sicher bereits vor dem Ausbau des mit-  
telalterlichen Überlingen bestand. Aus dem He-

gau kommend, vorbei an dem hoch über der  
Stadt liegenden Aufkirch, der Ursfarrkirche Über-  
lingens, folgte sie einem Geländerücken bis zur  
alten Schiffslände am heutigen Landungsplatz,  
um hier den schmalen Überlinger See in Richtung



1 Überlingen, Franzis-  
kanerstraße um 1890.  
Die Stadtapotheke  
ist das erste Haus links.  
Die Fassadengliederung  
mit Quaderung, Lisenen,  
Fensterverdachungen  
und Putzornamenten  
wurde später vereinfacht.  
Beachtenswert auch  
die Gestaltung der Stra-  
ßenfläche.

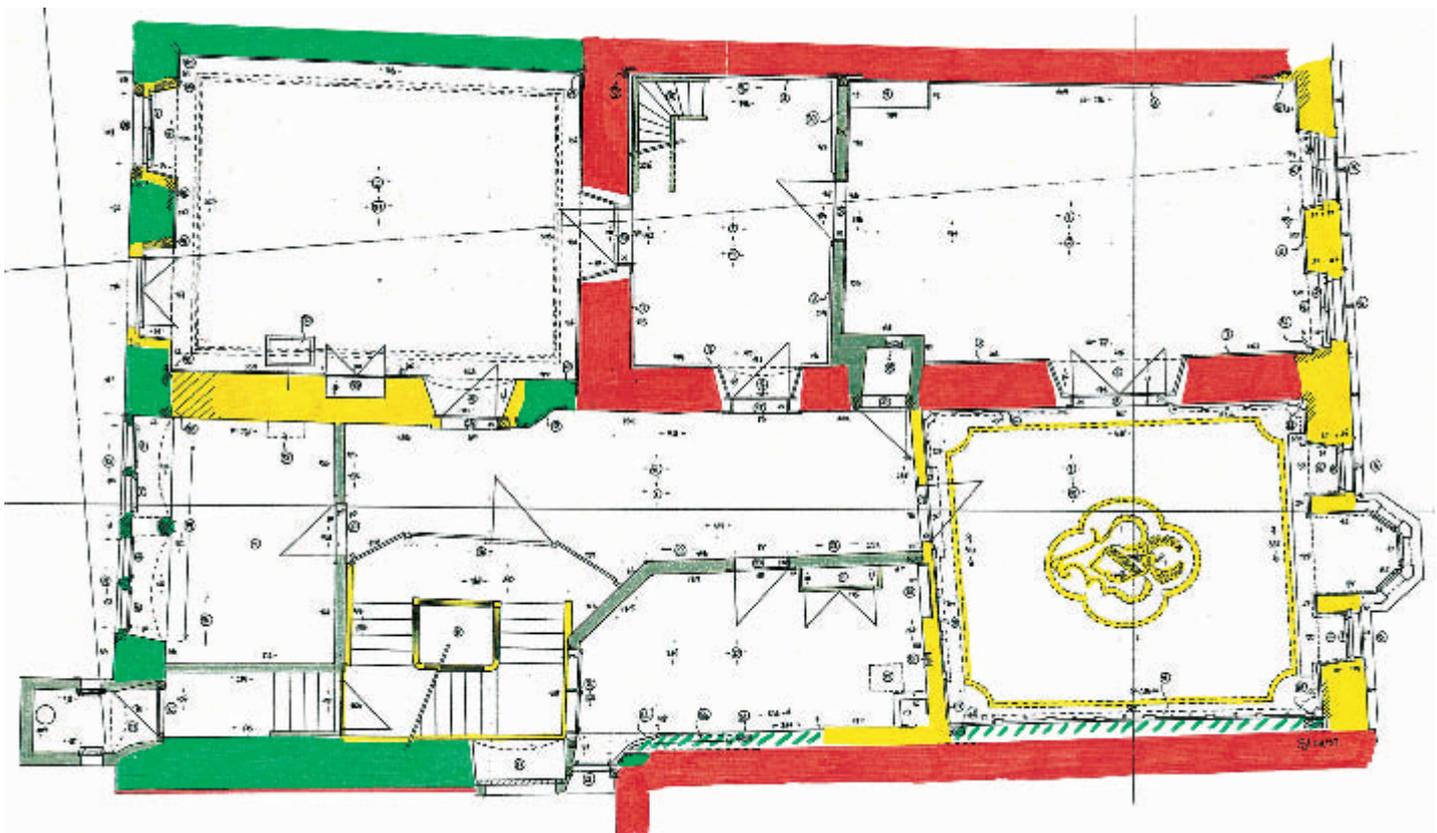


Konstanz und Schweiz zu überqueren. Der Straßenraum der Franziskanerstraße, heute noch im Norden durch das „Barfüßertor“ abgeschlossen, wurde zu einer prägenden Achse der mittelalterlichen Stadtentwicklung, hatte gleichzeitig die Funktion eines Marktes und war bevorzugter Bauplatz.

An diesem herausgehobenen Standort ist die Stadtapotheke, in den Archivalien gelegentlich auch als „Obere Apotheke“ bezeichnet, bereits um 1530 bezeugt. Die Apotheker scheinen immer nur das Erdgeschoss genutzt zu haben, ohne zugleich Eigentümer des gesamten Anwesens zu sein. Das viergeschossige Bauwerk ist Teil der westlichen Bauzeile im unteren Abschnitt der Franziskanerstraße. Stichbogenöffnungen im Ladengeschoss, Fensterrahmungen, Erker, Mezzaningeschoss und stark profilierte Gesimse lassen das Haus als Bau des späten 19. Jahrhunderts erscheinen. Auch deutet nichts darauf hin, dass die im Vergleich zu ihren Nachbarn breite Trauffassade lediglich die schmale Seite des Hauskörpers darstellt.

2 Franziskanerstraße nach Norden mit der instand gesetzten Fassade der Stadtapotheke. Zustand Anfang 2000.

3 Grundriss erstes Obergeschoss, Baualtersplan. Rot: mittelalterlicher Kernbestand; grün: Ende 15./Anfang 16. Jahrhundert; gelb: Mitte 18. Jahrhundert; grau: Ende 18. bis Anfang 20. Jahrhundert.



## Besitz des Stadtpatriziats

Spätestens im tiefen Hausflur mit dem barocken Treppenlauf und seinem Geländer mit Brettbalustern wird dem Besucher jedoch bewusst, dass die Geschichte dieses stattlichen Hauses deutlich weiter zurückreicht, als es die Gründerzeit-Fassade verrät. Im ersten Obergeschoss wird die breite Palette der Haus- und Baugeschichte vollends sichtbar. Ein Sandstein- sowie ein stuckiertes Wappen verraten, dass sich das Anwesen längere Zeit im Besitz Überlinger Stadtpatrizier befand: „von Eschlinberger“ und „Mader von Madersburg“ (vgl. Abb. S. 163 oben).

Über den Grundriss lässt sich die Baugeschichte weiter erschließen. Aufmaß und bauhistorische Untersuchung konnten für die Entwicklung des ca. 12 m x 20 m messenden Hauskörpers mehrere Bauphasen nachweisen. Seine bis heute erhaltene Struktur erhielt das Gebäude um 1595 wohl durch Konrad von Eschlinberger. Er ergänzte den mittelalterlichen Hauskern nach Süden und Westen und fasste alles unter einem hohen, dreigeschossigen Dach zusammen.



4 Erstes Obergeschoss. Barocke Treppenanlage und schmuckverglaster Wohnungsabschluss des 19. Jahrhunderts. Zustand Anfang 2000.



„Großflurgrundriss“

Prägende Raumeinheit dieser Phase war ein geräumiger, vermutlich winkelförmiger, Hausflur im ersten Obergeschoss, der etwa die Hälfte der Grundfläche einnahm. Sein ehemals repräsentativer Anspruch wird durch die mehrteilige Fenstergruppe in der Rückfassade unterstrichen, die an ihrer mittleren, freistehenden Sandsteinsäule das Wappen der von Eschlinberger trägt – heute in der Küche. Das 18. Jahrhundert fügte in den Flurbereich die dreiläufige Treppe ein und unterteilte den großräumigen Grundriss, der im 19. Jahrhundert weitere Untergliederungen zugunsten geschossweiser Wohnnutzung erhielt.

Das Haus überrascht durch einen selten vollständigen Ausbau mit Stuckdecken, Türen, Beschlägen, Täfer, Kachelofen, Dielenböden, zweigeschossigem Barocktreppenhaus mit historischen, schmuckverglasten Wohnungsabschlüs-



5 Erstes Obergeschoss. Die innenliegende Kammer sollte ursprünglich das neue Badezimmer aufnehmen. Hinter der Wandschale rechts die später aufgedeckte Malerei mit Windhund und Löwe. Zustand 1997.

sen und Blockstufentreppen zum Dach. Lediglich vom älteren Fensterbestand sind nur Reste überliefert. Die vergangenen Eigentümergenerationen haben offensichtlich den jeweils überkommenen Innenausbau nicht nur geschätzt, sondern ihn weiter- bzw. wieder verwendet und im jeweiligen Zeitgeschmack qualitativ ergänzt. Diese Tradition im besten Sinne setzt der heutige Hausherr mit großem Engagement fort.

### Keine Nutzungsverdichtung

Nachdem er die Stadtapotheke erworben hatte, entwickelte der neue Eigentümer in engem Kontakt mit den Denkmalbehörden ein Konzept zur schonenden Modernisierung der beiden großen Wohnungen im ersten und zweiten Obergeschoss sowie zur Sicherung und Instandsetzung des Mezzaningeschosses, des Daches und der Fassaden. Die Umsetzung wurde in finanzierbare

6 Erstes Obergeschoss. Aufgedeckte Wandmalerei des späten 16. Jahrhunderts mit Windhund/Jagdhund. An dieser Wand sollten ursprünglich Badewanne und Dusche installiert werden. Zustand Anfang 2000.



Bauabschnitte unterteilt. Verformungsgerechte Bauaufmaße, bauhistorische und restauratorische Voruntersuchungen bereiteten seit Mitte 1997 die inzwischen nahezu abgeschlossenen Instandsetzungen vor.

Die Vorstellungen des Eigentümers trafen sich in idealer Weise mit konservatorischen Zielen: Bau- und Grundrissgefüge wurden unverändert übernommen, Küchen und Bäder zeitgemäß angepasst bzw. eingefügt. Die umfangreiche historische Ausstattung wurde ausnahmslos instand gesetzt bis hin zu Türglocke mit Knopf und Zug am Wohnungseingang, wobei der Eigentümer



mit großem Geschick insbesondere die Restaurierung von Türen und Beschlägen selbst in die Hand nahm.

Für den Einbau des neuen Badezimmers im ersten Obergeschoss bot es sich an, einen kleinen, innen liegenden Raum neben dem Treppenhaus zu wählen, der noch im 18. Jahrhundert als Küche gedient hatte. Dort schien auch die Führung der Ver- und Entsorgungsleitungen problemlos möglich.

#### Löwe und Windhund

Ausgerechnet diese „dunkle Kammer“ barg jedoch eine bis dahin versteckte Kostbarkeit, die im Zuge der bauforschenden Voruntersuchung unerwartet auftauchte: Hinter einer späteren, teil-

*7 Erstes Obergeschoss, Küche. Fenstergruppe mit Sandsteinsäule und Wappen der von Eschlinberger. Aufgedeckte Malerei an den Bögen zeigt die Bilder der Kaiser Maximilian II. und Rudolph II. sowie die fragmentarische Datierung 1(5)95.*

*8 Ausschnitt des Sandsteinwappens der von Eschlinberger mit den Ausmalungsresten an der Fensternische. Datierung 1(5)95 rechts oben.*

*9 Erstes Obergeschoss. Historistischer Kachelofen in spätbarocken Formen.*



10 Zweites Dachgeschoss nach der Sanierung mit Reparaturstellen und Ergänzungen an Bindern, Pfetten, Sparren und dem Windverband.

weise abgängigen Vormauerung zeigten die Gefache der südlichen Grenzwand die nahezu unversehrten Wandbilder eines Löwen und eines Windhundes (Jagdhundes) im Stile des späten 16. Jahrhunderts. Sie hatten einst den geräumigen und repräsentativen Hausflur geziert und waren nie übertüncht worden, bis sie, vermutlich mit dem Einbau des barocken Treppenhauses, hinter einer Mauerschale verschwanden.

Die ungebrochene Leuchtkraft ihrer Kalk-Kaseinfarben und der außergewöhnlich gute Erhaltungszustand der Malschicht verstärkten rasch den Wunsch nach Restaurierung und sichtbarer Erhaltung im Raum. Dies ließ sich freilich nicht mit zukünftiger Badezimmernutzung und entsprechendem Raumklima in Einklang bringen. Damit der Wandmalerei eine verträgliche Wohnraumsituation erhalten bleiben konnte, musste die Grundrisszuordnung umgeplant werden. Der zunächst als Ankleide vorgesehene, große Mittelraum wurde nun zum Badezimmer, erforderte allerdings eine schwierige Leitungsführung. Zudem mussten drei vorhandene historische Zimmertüren als Zugänge zum Bad respektiert werden. Die beiden großen Malereifelder konnten nun sorgfältig gesichert, gereinigt und konserviert werden und zieren seither den innenliegenden Nebenraum.

Weitere qualitätvolle Wandmalerei trat in der heutigen Küche zutage. Sie wurde ebenso be-

handelt, erforderte jedoch angesichts fragmentarischer Erhaltung zugunsten ihrer Lesbarkeit einige Retuschen. Ihre Rollwerkmalerei mit Inschrift, Jahreszahl (15)95 und den Bildern der Kaiser Maximilian II. und Rudolph II. überzieht die Bogenfelder der frühneuzeitlichen Fenstergruppe und liefert einen weiteren Beleg für den repräsentativen Charakter des ehemals geräumigen Hausflures. Das zugehörige Sandsteinwappen und archivalische Quellen deuten auf den oben erwähnten, damaligen Altbürgermeister Konrad von Eschlinberger als Bauherrn dieser Ausgestaltungshin.

#### Verzicht auf Dachausbau

Im dreigeschossigen Dachgefüge, das auch langfristig nicht ausgebaut werden soll, zeigten sich erhebliche Verformungen, die sowohl durch unterschiedliche Setzungen des Hauses als auch durch Schäden im Traufbereich, wie abgefallene Dachbalkenköpfe und Sparrenfußpunkte, verursacht waren. Frühere, unqualifizierte Reparaturversuche, die die Schadstellen oftmals nicht beseitigt, sondern nur notdürftig überbrückt hatten, sowie der Einbau von Hilfskonstruktionen waren wenig erfolgreich geblieben. Fehlende Konstruktionshölzer mussten daher wieder eingefügt, zerstörte in traditioneller Handwerks-technik ersetzt und mit dem gesunden Altholz-



11 Westliche Traufe während der Reparatur: schadhafte Mauerlatte ist bereits ausgetauscht; Vorholz der Zapflöcher ausgebrochen; Fäulnis-schäden an Balkenkopf und Stuhlschwelle, Zapf-verbindingen haben sich gelöst. Zustand 1999.

12 *Bauzeitliche Blockstufentreppe vom ersten zum zweiten Dachgeschoss.*



bestand verbunden werden. Verformungen konnten teilweise rückgängig gemacht werden. Entstellende Beihölzer wurden entfernt, und die ursprüngliche Tragwerkswirkung der doppelt liegenden Dachstühle wurde wiederhergestellt. Zusammen mit dem zurückhaltend eingebrachten, zeitgemäßen Wohnkomfort sind zwei aus wenigen, großen Räumen gebildete Altstadtwohnungen mit eindrucksvoller Atmosphäre entstanden bzw. erhalten geblieben. Die geräumigen Zimmer haben indessen den Vorzug, die

Nachteile der nur zweiseitigen Belichtung der 20 m (!) tiefen Grundrisse zu überspielen. Die Bereitschaft des Eigentümers, seine Erhaltungsanstrengungen von den überlieferten Grundrissen auf die gesamte historische Ausstattung zu übertragen und das geräumige Dach nicht auszubauen, verdient hohe Anerkennung.

Quellen und Literatur:

Stefan Uhl, *Das Humpisquartier in Ravensburg – Städtisches Wohnen des Spätmittelalters in Oberschwaben, Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg Band 8*, Stuttgart 1999, Seiten 317–319.

Stefan Uhl, *Maßliche Bestandsaufnahme und bauhistorische Untersuchung Franziskanerstraße 7 in Überlingen*, 1997–2001, Archiv LDA Tübingen.

Marinowitz und Storz, *Berichte zur restauratorischen Voruntersuchung Franziskanerstrasse 7 in Überlingen*, 1997–2001, Archiv LDA Tübingen.

*Dipl. Ing. Volker Caesar  
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege  
Alexanderstraße 48  
72072 Tübingen*

# Das Steinhaus des Heiliggeistspitals in Überlingen

## Vom Warenspeicher zum Bücherspeicher

*Die freie Reichsstadt Überlingen zählte bereits um die Mitte des 13. Jahrhunderts dank ausgedehnten Weinbaus und Weinhandels sowie des Handels mit Getreide und Salz zu den wohlhabendsten Städten Oberschwabens. An dieser bis ins 16. Jahrhundert währenden Blütezeit hatte „der“ Spital zum Heiligen Geist einen nicht unwesentlichen Anteil. Als bürgerliche Stiftung zur Pflege von Armen, Pfründnern, Kranken und Waisen sammelte er durch Schenkungen und Kauf umfangreichen Grund- und Hausbesitz an. Einer der spitalischen Großbauten, das so genannte Steinhaus, wurde 1996/97 instand gesetzt und zur Aufnahme der historischen Leopold-Sophien-Bibliothek umgebaut.*

Volker Caesar

### Turmartige Wirkung im Straßenbild

Das Grundstück, auf dem das Steinhaus und das dahinter liegende Torkelgebäude errichtet wurden, befindet sich seit 1351 im Besitz des Heilig-Geist-Spitals. Der lang gestreckte Baukörper des Steinhauses mit Abmessungen von 23,95 m x 10,85 m entwickelt sich in die Tiefe des Grundstücks und wendet seine Treppengiebel der Franziskanerstraße und dem Innenhof am Torkelgebäude zu. Obwohl der mächtige Steinbau in Ecklage dreiseitig freigestellt ist, wird sein großes Bauvolumen im Stadtbild kaum erlebbar. Zur Franziskanerstraße erzielt er vielmehr eine turmartige Wirkung im Straßenraum.

Hinter den verputzten Außenwänden mit Wandstärken von 1,10 m befinden sich über dem großen, tonnengewölbten Keller vier Vollgeschosse mit nach oben abnehmenden Geschosshöhen – Erdgeschoss 4,00 m, 3. Obergeschoss 3,10 m. Die Deckenbalken sind seitlich in die Traufwände eingebunden und liegen geschossweise auf einem Mittelunterzug. Im Erdgeschoss wird der Unterzug durch drei kräftige Eichenstützen mit darüber liegendem Sattelholz getragen, während in den drei Obergeschossen jeweils vier abgefaste Stützen nachgewiesen werden konnten, die bei späteren Umbauten z.T. entfernt wurden. Das Dachtragwerk ist ein zweigeschossiges Sparrendach, dessen verblattete Kehlbalkenlage von einem doppelten stehenden Stuhl mit sechs inneren Querbänden und je zwei kräftigen Stuhlständern unterstützt wird. Das Aussteifungssystem bediente sich zahlreicher verblatteter Kopf- und Fußbänder an den Stuhlständern.

### Ursprünglich kein Wohnhaus

Die überwölbte Ladeluke im Ostgiebel erlaubte den Warenaufzug aus der Franziskanerstraße. Der große Gewölbekeller, das ehemalige Fassla-



1 Überlingen, Bild der Franziskanerstraße nach Norden im Jahre 1957 mit dem hoch aufragenden Ostgiebel des Steinhauses und dem Franziskanertor im Hintergrund.

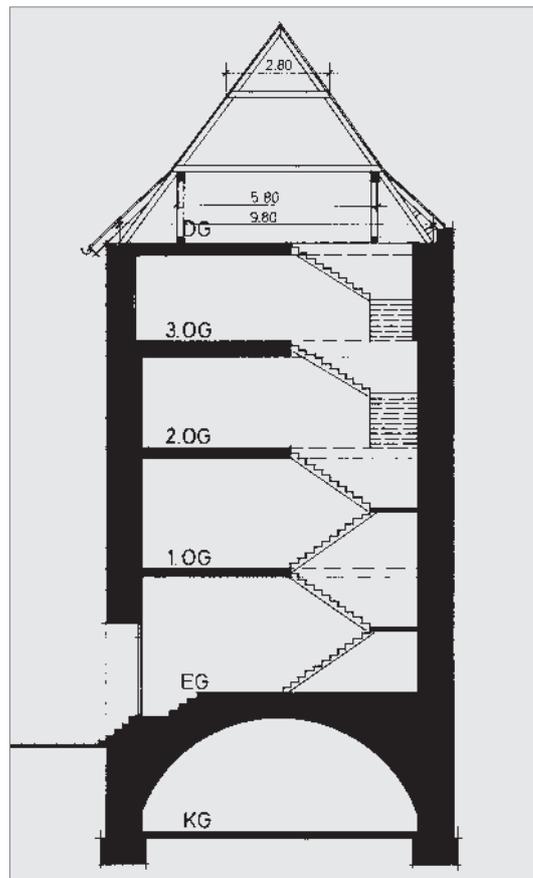


ger für den spitalischen Wein, ist von der Hofseite erschlossen und stand dadurch in direkter Verbindung zur benachbarten Torkelhalle. Das hoch liegende Erdgeschoss ist sowohl aus der Franziskanerstraße wie auch über den Hauseingang aus der Steinhausgasse zu erreichen. Ein bis ins 3. Obergeschoss offenes Treppenhaus erschließt die einzelnen Etagen, die in der letzten Phase vor dem Umbau als Wohnungen genutzt waren. Noch 1977 gingen Kretzschmar/Wirtler von einer bauzeitlichen Wohnnutzung des Steinhauses aus. „Es scheint immer ein Wohnhaus gewesen zu sein. Seine gegenwärtige Form soll es 1532 bekommen haben, es wurde dann im 19. Jh. verändert...“.

Die Untersuchung des historischen Bestandes konnte eine bauzeitliche Wohnnutzung nicht bestätigen. Vielmehr ist aufgrund des inneren Tragsystems wie auch breiter Brettschalungen, die an den Decken aller Geschosse ungeachtet späterer Grundrissaufteilungen durchlaufen, davon auszugehen, dass die Obergeschosse ursprünglich keine Raumunterteilungen besaßen. Erst in der Barockzeit wurden Fachwerkwände zur Abtrennung und möglicherweise zum Einbau des Treppenhauses an seinem heutigen Standort eingezogen und wohl auch die einheitliche Reihung der Fenster angelegt. Das 19. Jahrhundert überformte das streng geordnete Tragsystem und entfernte einzelne Innenstützen, um Wohnungsgrundrisse anzulegen.

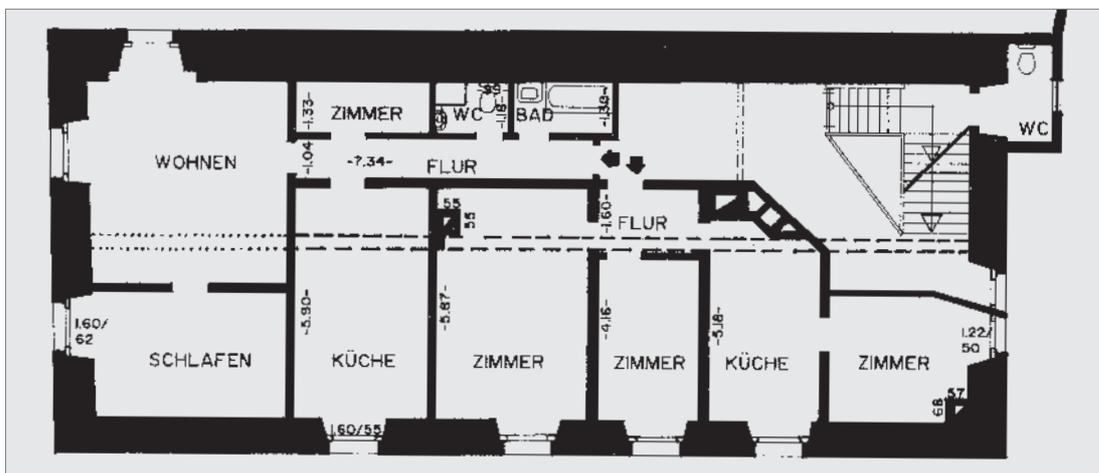


2 Ostgiebel des Steinhauses an der Franziskanerstraße vor Beginn der Restaurierungsarbeiten 1995.



3 Der schematische Querschnitt erklärt die turmartige Wirkung des Steinhaus-Giebels in der Franziskanerstraße.

4 Ein Bestandsplan des 3. Obergeschosses zeigt den im 19. Jahrhundert entstandenen Wohnungsgrundriss, ähnlich auch in den unteren Geschossen ausgeführt.





5 Zweites Obergeschoss. Die Brettverschalung unter den Deckenbalken überdeckte ursprünglich die gesamte Fläche der Lagergeschosse. Die jüngeren Riegelwände wurden später darunter gestellt. Zustand Ende 1995.



6 Erstes Obergeschoss. Zwischen den Deckenbalken sieht man die Stahlbeton-Rippen der neuen Decke, die den Raum von Außenwand zu Außenwand frei überspannt, um die Lasten der Kompaktanlage aufzunehmen. Die historische Holzkonstruktion blieb unbelastet erhalten. Zustand 1996.

7 Zweites Obergeschoss. Blick in das Treppenhaus mit nachträglich aufgesetztem Sicherheitshandlauf aus Stahl. Zustand 2000.

## Älter als erwartet

Das Steinhaus muss daher ursprünglich als großes Lagerhaus errichtet worden sein, wofür auch seine bevorzugte Lage an der aus dem Hegau kommenden Fernstraße spricht, die über die Franziskanerstraße direkt zur Schiffslände und zu den Hauptgebäuden des 1857 abgebrochenen Heiligeistspitals auf dem heutigen Landungsplatz führte. Über diese alte Handelsroute gelangte man auf kürzestem Wege über den Überlinger See nach Konstanz und weiter in die Schweiz.

Die Bauzeit des Steinhauses konnte durch die Voruntersuchung um fast 100 Jahre früher bestimmt werden, als noch von Kretzschmar/Wirtler angenommen. Die dendrochronologische Untersuchung der Dachkonstruktion ergab ein Bau datum um 1426 und stellt den Bau damit zeitlich zwischen die mittelalterliche Gred (1382) und das Haus der Reichlin von Meldegg (nach 1462). Das Band der gotischen Steinpfostenfenster an der Steinhausgasse, eine vierfache Dreiergruppe mit jeweils erhöhtem Mittelfenster, weist auf eine ursprüngliche Sonderfunktion des Erdgeschosses hin und vermittelt zusammen mit dem Sandsteingewände des anschließenden Hauseingangs noch den Eindruck der bauzeitlichen Fassadengliederung.

## Neue Heimat für die älteste kommunale Bibliothek Badens

Franz Sales Wocheler (1778–1848), ursprünglich Benediktinermönch des Klosters St. Georgen in Villingen/Schwarzwald, seit 1820 Stadtpfarrer in Überlingen, gelehrter Bücherfreund und Pädagoge, stiftete seine rund 10 000 Bände umfassende Bibliothek 1832 der Stadt Überlingen. Er verband dies mit der Auflage, die Bücher der Öffentlichkeit zugänglich zu machen und sie insbesondere für die Erziehung und Bildung der Schuljugend und die Vertiefung der wissenschaftlichen Bildung von Geistlichen und Lehren einzusetzen. Diese erste öffentliche Stadtbibliothek in Baden, seinerzeit im ehemaligen Franziskanerkloster eingerichtet, erhielt ihren Namen zu Ehren des damaligen Großherzogs Leopold und dessen Gattin Sophie.

Der Bücherbestand wurde mit den Bänden der reichsstädtischen Ratsbibliothek und den der Stadt Überlingen zugefallenen Klosterbibliotheken zusammengefasst und in der Folge durch weitere Schenkungen Wochelers und befreundeter Wohltäter vermehrt. Um 1850 umfasste die Leopold-Sophien-Bibliothek bereits rund 25 000 Bände. Heute gilt die Sammlung mit 235 Handschriften, 296 Frühdrucken (Inkunabeln) und rund 40 000 weiteren Büchern als eine der be-

8 Zweites Obergeschoss. Blick in die schwergewichtige Kompaktanlage der Leopold-Sophien-Bibliothek. Zustand 2000.

9 Stuhlständer der um 1426 aufgerichteten Dachkonstruktion mit Ausblattungen für Kopf- und Fußbänder. Die beiden Streben entstammen einer jüngeren Reparaturphase. Zustand vor Baubeginn 1995.



deutendsten im Bodenseeraum. Sie wurde 1977 auf der Grundlage von §12 DSchG in das Denkmalsbuch eingetragen.

Da die im 19. Jahrhundert im Steinhaus eingebauten Wohnungen unzureichend geschnitten und dringend modernisierungsbedürftig waren, sollte diese Nutzung nicht fortgeführt werden. Wesentliches Ziel der Instandsetzung war stattdessen, die Leopold-Sophien-Bibliothek langfristig und sicher hier unterzubringen und Büroräume für das städtische Kulturamt zu schaffen. Für den wertvollen Buchbestand sollte sich damit zugleich ein Kreis schließen: Bereits 1857 wurde die Sammlung schon einmal für kurze Zeit im Steinhaus gelagert, musste nach vergeblichen Verhandlungen mit dem Spital wieder ausziehen und kehrte 1886 bis 1920 ein weiteres Mal in das dritte und vierte Geschoss des Steinhauses zurück. Seinerzeit hinterließen jedoch Nässe und Ungeziefer bleibende Spuren und vermehrten die durch wiederholte Umzüge entstandenen Schäden an den kostbaren Büchern.

#### Umnutzung und Reparatur

Die Verwirklichung des Umnutzungskonzeptes wurde 1995 dem „Bürgerfonds Torkel/Steinhaus

GbR“ übertragen, der die Liegenschaft durch Erbbaurechtsvertrag übernahm (siehe auch „Denkmalpflege in Baden-Württemberg“ 3/1998). Angesichts der durch die Voruntersuchung aufgedeckten Umbau- und Nutzungsphasen fiel es nicht allzu schwer, die Wohngrundrisse des 19. Jahrhunderts in den drei Obergeschossen zumindest teilweise aufzugeben. Dadurch ergab sich zugleich die Möglichkeit, das hölzerne Tragsystem zu reparieren und seine ursprüngliche statische Wirkung wieder herzustellen. Ein gebrochener Mittelunterzug musste mit Stahllaschen „geschient“ werden. Mehrere früher entfernte Holzstützen wurden an ihren originalen Standorten ersetzt.

Auch das Dachgebälk bedurfte der statischen Stabilisierung. Zunächst waren einige durch Nässe bzw. Anobien geschädigte Hölzer, vorwiegend im Traufbereich, zu erneuern. Mehrere der aussteifenden Kopf- und Fußbänder (Büge) an den Stuhlständern waren bei früheren Reparaturen entfernt und durch Hilfsstreben ersetzt worden. Diese bohlenstarken Büge wurden an ihren Blattsassen wieder eingefügt und mit Holznägeln fixiert.

Der spitälische Weinverkauf und die Gastronomie im Erdgeschoss und Gewölbekeller blieben bei der jüngst durchgeführten Maßnahme unverändert. Der stärkste Eingriff zugunsten der neuen Nutzung erfolgte durch den Einbau einer Stahlbeton-Rippendecke im zweiten Obergeschoss, um die Lasten der Kompaktanlage für die historische Bibliothek aufzunehmen. Die neue Decke wurde über die gesamte Gebäudebreite frei gespannt und oberhalb des hölzernen Tragsystems aus Stützen, Unterzug und Deckenbalkenlage eingefügt, ohne dieses zu entfernen. Sie wurde in Ortbeton gegossen, ihre Rippen jeweils zwischen den Deckenbalken in seitlichem Abstand zu diesen angeordnet.

10 Erstes Dachgeschoss. Das frei in den Dachraum hineingestellte Gehäuse aus Isolierglas dient als Besprechungsraum. Auf die Wärmedämmung des Daches wurde verzichtet. Zustand 2000.





Trotz der beachtlichen Gebäudehöhe verzichtete man auf den Einbau eines Aufzuges und begnügte sich mit der restaurierten, barocken Treppenanlage, die jedoch wegen ihrer geringen Geländehöhe einen zusätzlichen Handlauf aus Stahl erhalten musste. Bei der Herrichtung der Büroräume im ersten und dritten Obergeschoss wurden die zum Teil wieder aufgedeckten Breitdielenböden des 18. und 19. Jahrhunderts repariert.

#### Dachnutzung ohne Wärmedämmung

Im Dachraum beschränkte sich der Ausbau neben der Unterbringung der Heizung und der Lüftungsanlage für die Gastronomie auf den Einbau eines gläsernen Innengehäuses für einen kleinen Besprechungsraum. Diese Lösung erlaubte den Verzicht auf neue Belichtungsöffnungen, Dachgaupen und Wärmedämmung der Dachhaut. Die bereits früher erneuerten Verbundfenster blieben bestehen, ebenso der jüngere Außenputz, der nach Reparatur und Ergänzung lediglich einen Auffrischungsanstrich erhielt. Der Innenputz wurde ergänzt und zum Teil erneuert. Äußerlich verrät das Steinhaus dem Betrachter die Funktionsänderung vom mittelalterlichen Warenspeicher zum modernen Bücherspeicher nicht. Auch dann noch nicht, wenn er in das historische Treppenhaus eingetreten ist, die langen Treppenläufe mit ihren leise knarrenden Eichenstufen hinaufsteigt und ihn die angenehme Atmosphäre der Büroräume mit ihren alten Dielenböden umfängt. Erst wenn sich nach Voranmeldung die Türe zur Kompaktanlage öffnet und seine Augen über die kunstvollen Buchrücken und Einbände der wertvollen, alten Bibliothek wandern können, wird deutlich: Das mittlerweile rund 575 Jahre alte Gehäuse hat einen würdigen Inhalt aufgenommen. So bleibt zu wünschen, dass das denkmalpflegerische Opfer, das die Lasten des neuen Büchermagazins dem spätmittelalterlichen Bau abverlangt haben, die

Zukunft der bedeutenden Sammlung dauerhaft sichern hilft.

#### Quellen und Literatur:

Frank Kretschmar und Ulrike Wirtler, Das Bürgerhaus in Konstanz, Meersburg und Überlingen, Das Deutsche Bürgerhaus Band XXV, Tübingen 1977, Seite 125.

Robert Lung, Dokumentation zur restauratorischen Untersuchung der Innenräume, Steinhausgasse 1 in Überlingen, 1995, Archiv LDA Tübingen.

Stefan Uhl, Systemplan und dendrochronologische Untersuchung der Dachkonstruktion, Steinhausgasse 1 in Überlingen, 1996, Archiv LDA Tübingen.

M. Sebastiani, Bericht zu Außenputzen und Fassungen am Steinhaus, 1996, Archiv LDA Tübingen.

Guntram Brummer, Leopold-Sophien-Bibliothek, unveröffentlichtes Manuskript 1999, Kulturamt Stadt Überlingen, Archiv LDA Tübingen.

Volker Caesar, Das Torkelgebäude des Heiliggeistspitals in Überlingen, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 3/1998, Seiten 150–154.

*Dipl. Ing. Volker Caesar  
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege  
Alexanderstraße 48  
72072 Tübingen*

*11 Dachkonstruktion von 1426 nach der Instandsetzung. Die verlorenen Büge des spätgotischen Gefüges wurden ersetzt, geschädigte Hölzer ausgetauscht. Die Rauhspundschalung auf den Sparren erhöht die aussteifende Wirkung. Zustand 2000.*

*12 Blick aus der Steinhausgasse auf Westgiebel und nördliche Traufseite des Steinhauses. Zustand nach der Instandsetzung 2000.*





## Freizeitkultur um 1800 Zur Denkmaleigenschaft von Gartenhäusern

*Ein Rechtsstreit über den beabsichtigten Abriss beziehungsweise die Verschiebung eines Gartenhauses in Tübingen für den Neubau von drei Garagen gab dem Landesdenkmalamt Gelegenheit, sich zum Denkmalwert von vier entlang der Ammer aufgereihten Gartenhäusern zu äußern. Die Stadt Tübingen hatte dem Projekt unter anderem mit Hinweis auf das Denkmalschutzgesetz ihre Genehmigung versagt. Den daraufhin erfolgten Widerspruch des Eigentümers wies das Regierungspräsidium mit einem Bescheid zurück, in den unsere Stellungnahme ungekürzt einfluss. Die anschließende Klage führte bis zum Verwaltungsgerichtshof Baden-Württemberg, der sie in letzter Instanz abgewiesen hat. Dabei wurde die fachliche Auffassung des Landesdenkmalamts bestätigt, denn in der Urteilsbegründung heißt es: „Der Senat hat sich im Übrigen bei seinem Augenschein davon überzeugt, dass auch die im Widerspruchsbescheid angeführten Belange des Denkmalschutzes der beantragten Baugenehmigung entgegenstehen. Auf die diesbezüglichen Ausführungen im Widerspruchsbescheid des Regierungspräsidiums wird insoweit in vollem Umfang verwiesen“ (VGH B.-W., Urteil vom 24. 09. 2001, Aktenzeichen: 8 S 1838/01, S. 9). Der folgende Beitrag gibt diesen Teil des Bescheids ungekürzt wieder.*

Michael Ruhland

„Das Gartenhaus Pfizerstraße 26/2 bildet zusammen mit den entlang der Pfizerstraße aufgereihten Gartenhäusern Herrenberger Straße 9/7, 9/8 und 21/1 sowie den zugehörigen Gartenmauern

parallel zur Ammer eine Sachgesamtheit als anschauliches Zeugnis für die jahrhundertlang an dieser Stelle außerhalb der Tübinger Stadtmauern bestehenden Zier- und Gemüsegärten und die

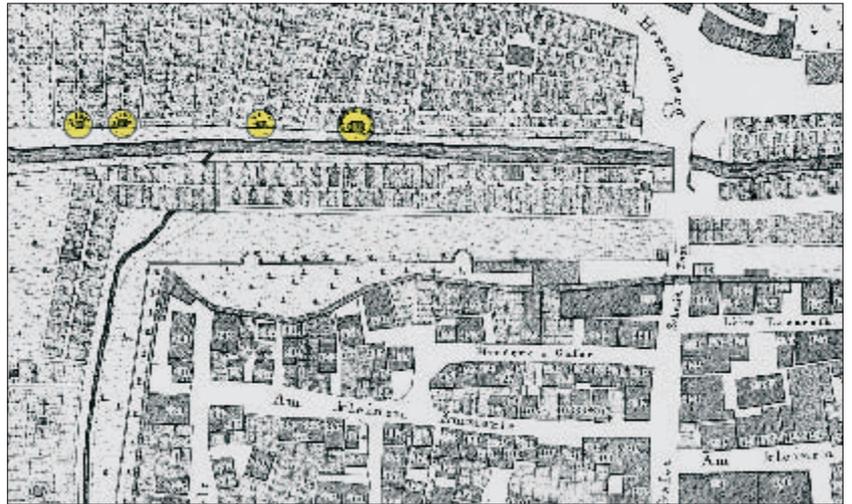
1 Gartenhäuser an der Ammer in Tübingen, mit Blick nach Osten. Im Vordergrund Herrenberger Straße 21/1, rechts daneben Pfizerstraße 26/2, im Verlauf der Stützmauer folgen die beiden Gartenhäuser Herrenberger Straße 9/7 und 9/8. Im Hintergrund neuere Wohnbebauung anstelle der Gärten.



damit zusammenhängende Garten- und Spaziergangskultur vor allem des 18. und frühen 19. Jahrhunderts, die in den gestalteten Grundstücken mit ihren Gartenhäuschen beliebte Ausflugsziele hatte. Diese Sachgesamtheit ist ein Kulturdenkmal aus wissenschaftlichen und heimatgeschichtlichen Gründen; an seiner Erhaltung besteht insbesondere wegen seines dokumentarischen und exemplarischen Wertes ein öffentliches Interesse.

Viele Bewohner der dicht bebauten und mauerumschlossenen Stadt hatten keine oder nur äußerst eingeschränkte Möglichkeiten zur Anlage von Nutz- oder Ziergärten innerhalb der Stadtbefestigung. Daher war Tübingen wie die meisten alten Städte bis zur Aufgabe der Wehrmauern jahrhundertlang von Gartengrundstücken umgeben. Beispiele dafür lassen sich in den erhaltenen historischen Ansichten fast aller deutscher Städte nachweisen. Auch die bekannten Stadtansichten von Tübingen seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts bis weit in das 19. Jahrhundert hinein, zeigen Gärten oder Weingärten vor den Mauern und Toren der Stadt. Für Zier- und Gemüsegärten eignete sich dabei ganz besonders das nur leicht ansteigende Gelände in der Ammerniederung nördlich des Schmiedtors, wie sich bereits auf dem schönen Blatt von Jakob Ramsler und Wenzel Hollar aus der Zeit zwischen 1620 und 1630 erkennen lässt. Die dort angelegten Gärten waren in der Regel voneinander mit Hecken oder hohen Zäunen abgegrenzt und wiesen an der Straßenseite Mauern und Tore auf. Meist befand sich in der Nähe der Außenmauer oder mit ihr verbunden ein Gartenhäuschen zur Unterbringung von Gerätschaften und mit einem kleinen, hoch gelegenen Aufenthaltsraum, der einen Ausblick in die Umgebung ermöglichte.

Diese Gestaltung der Tübinger Nordseite durch kleine und größere, voneinander abgetrennte Gärten blieb noch bis in das 19. Jahrhundert hinein erhalten. Ein wichtiger Beleg dafür aus der Blütezeit der bürgerlichen Gartenkultur, die von der neuesten Forschung für die Jahre zwischen 1770 und etwa 1830 nachgewiesen wird, ist die Tübinger Urkarte von 1819, auf der die einzelnen Gartengrundstücke mit vielen Details dargestellt sind. So lässt sich nicht nur die Grundstücksform und -größe sowie die Stellung der etwa vorhandenen Gartenhäuser feststellen; vielmehr sind sogar die Wegführung und die Beeteinteilung dargestellt. In dem hier interessierenden Gebiet zwischen der heutigen Herrenberger und der Pfizerstraße befanden sich 1819 mehrere, ganz unterschiedlich große Gärten. Sie zeichneten sich in der Regel durch axialsymmetrische Anlage mit einem Mittelweg aus, der gelegentlich durch einen



oder mehrere Querwege gekreuzt wurde. Den südlichen Abschluss all dieser Gärten bildet eine Mauer, in die vier unterschiedlich große Gartenhäuschen eingebunden sind. Diese Abschluss-situation hat sich bis heute im Wesentlichen erhalten. Dazu kommt noch, im Bereich der heutigen Volksbank, das ebenfalls gut überlieferte Gartenhäuschen Herrenberger Straße 1/1, das allerdings nicht an der Südmauer des ehemaligen Gartens steht. Es hatte eine etwas andere Ausrichtung als die vier oben genannten Gartenhäuser und wird somit nicht zur Sachgesamtheit gezählt. Auch dieses Gebäude ist jedoch ein Kulturdenkmal.

Die heutigen Gartenhäuser Herrenberger Straße 9/8, 9/7, Pfizerstraße 26/2, und Herrenberger Straße 21/1 sind auf der Tübinger Urkarte von 1819 (entlang der Ammer in der Reihenfolge von Osten nach Westen) deutlich nachzuweisen. Sie wurden demnach spätestens im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts errichtet. Das genaue Erbauungsdatum kennen wir von keinem der kleinen Bauten. Indizien verweisen bei dem Gebäude Herrenberger Straße 9/8 auf ein Erbauungsdatum um 1760. Dabei handelt es sich um das einzige über einem ovalen Grundriss errichtete Gartenhaus. Die übrigen Bauten ähneln sich untereinander stärker, ohne baugleich zu sein. Als in die Hangmauer gesetzte Bauwerke mit gemauertem Sockel, Fachwerkgeschoss und einem Sattel- oder Walmdach gehören sie einem Typus an, der sich in Tübingen bis in das 16. Jahrhundert zurückverfolgen lässt und in vielen Varianten als häufigster Gartenhaustypus bis in das 19. Jahrhundert hinein immer wieder Verwendung fand.

Beispiele dafür stehen noch an verschiedenen Stellen im Stadtgebiet; darüber hinaus beschäftigt sich die heimatgeschichtliche Forschung und Literatur seit langer Zeit mit diesen für Tübingen charakteristischen Gartenhäuschen und hat in zahlreichen Artikeln auch manches inzwischen

*2 Tübingen 1819, Karte von Geometer C. Kohler. Ausschnitt. Beiderseits der Ammer Zier- und Nutzgärten mit Gartenhäusern. In einer Reihe am Nordufer die heutigen Gebäude Herrenberger Straße 9/8, 9/7, Pfizerstraße 26/2, Herrenberger Straße 21/1 (von Osten nach Westen).*

3 Gartenhaus Herrenberger Straße 9/8. Das um 1760 entstandene Gebäude hat einen kleinen Portikus auf der Gartenseite. 1990 wurde die gelungene Renovierung mit dem Denkmalschutzpreis (Peter-Haag-Preis) ausgezeichnet.



4 Gartenhaus Herrenberger Straße 26/2, Anbauten nach 1950.



5 Gartenhaus Herrenberger Straße 9/7.



verloren gegangene Bauwerk wenigstens durch Zeichnungen oder Fotos überliefert. Viele dieser Gartenhäuser gehörten Tübinger Universitätsprofessoren oder bekannten Honoratioren des 18. und 19. Jahrhunderts. (Ein Professor Schübler war zu Beginn des 19. Jahrhunderts Eigentümer von Pfizerstraße 26/2, Staatsrat Kapf gehörte das Gartenhaus Herrenberger Straße 9/8, das Professor Cotta gebaut hatte). Manche wurden von Studenten oder Zöglingen des Evangelischen Stifts als Musensitz für die Sommermonate gemietet (vgl. Hermann Hesse: Im Presselschen Gartenhaus). Immer wieder werden Gartenhäuser als Ziel von Spaziergängen in Tübingens nähere Umgebung genannt.

Das Gebäude Pfizerstraße 26/2 gehörte zu einem schmalen Gartengrundstück, das nicht bis zur Herrenberger Straße reichte und eine leichte Trapezform aufwies. Dieser Garten war, wie die Nachbargrundstücke, durch einen Mittelweg erschlossen. An seinem südlichen Ende, genau in der vom Weg gebildeten Achse, stand das Gartenhaus an derselben Stelle, wo es sich bis heute befindet. Auch in den anderen Gärten der Sach-

gesamtheit standen die zugehörigen Häuschen jeweils in der zentralen Sichtachse. Dadurch dienten sie einerseits als Blickfang und gewährten andererseits auch die beste Sicht auf den Garten. So lässt die zentrale Lage der Gartenhäuser noch heute Rückschlüsse auf die einstige symmetrische Aufteilung des ursprünglich dahinter liegenden Gartenlandes zu und hat daher einen besonderen dokumentarischen Wert. Darüber hinaus haben alle diese Häuser Fenster an ihrer Rückseite, die einen Ausblick in die Ferne, zumindest aber auf den öffentlichen Spazierweg und die anschließenden Gärten zulassen und die Mittlerfunktion der kleinen Gebäude zwischen der Abgeschlossenheit des Gartens und der Außenwelt verdeutlichen. (Drastischer sagt es die Bezeichnung für zwei Gartenbauten, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts für Schloss Glienicke bei Potsdam direkt an der Gartenmauer errichtet wurden: „die kleine und die große Neugierde“.) Im Gegensatz zu den übrigen Gartenhäusern ist das Gebäude Pfizerstraße 26/2 zu Beginn der 1950er-Jahre nach Norden um drei Quadratmeter verlängert worden, bei dieser Gelegenheit erneuerte man offenbar auch das Dach. Zu einer späteren Zeit kamen rechts und links noch zwei Nebengebäude dazu. Der originale Standort und die Breite des eigentlichen Gartenhauses wurden dabei jedoch nicht verändert, sodass die wesentlichen Merkmale, die Rückschlüsse auf die ursprüngliche Gartensituation erlauben, unverändert sind.

Obwohl für die meisten aus mittelalterlichem Ursprung entstandenen Städte in Deutschland derartige Situationen mit Gartengrundstücken vor den Toren samt zugehörigen Gartenhäuschen aus historischen Ansichten bekannt sind, haben sich in der Regel nur wenige dieser Bauten an Ort und Stelle erhalten. Die zugehörigen Gärten gingen fast alle verloren und konnten lediglich in Einzelfällen rekonstruiert werden (etwa die Nürn-

berger Hesperidengärten). Innerhalb des Regierungsbezirks Tübingen finden sich vor allem im Bereich der einstigen Freien Reichsstadt Ravensburg noch manche alten Gartenhäuser. Auch hier sind jedoch die Gärten selbst verschwunden und die Situation der einstigen Gartenvorstadt ist nur noch teilweise nachvollziehbar. Umso mehr muss es als große Seltenheit bezeichnet werden, wenn, wie hier an der Tübinger Pfizerstraße, über eine vergleichsweise lange Strecke hinweg der Abschluss einer ganzen Reihe solcher Gärten entlang der Ammer seit 170 Jahren weitgehend unverändert mit Mauern und Gartenhäuschen erhalten ist. Die zugehörigen Gärten wurden zwar im Laufe der Zeit verändert, verkleinert oder ganz überbaut. Trotzdem lassen sich aus der Anordnung von Mauer und Gartenhaus an der Grundstücksgrenze, aus der Mittellage der Gebäude und aus ihren nach außen gerichteten Fenstern bis heute Rückschlüsse auf die Gestaltung des ganzen einst hier über Jahrhunderte vorhandenen Gartenlandes ziehen, die ein anschauliches Bild von der Gartenkultur in einer befestigten Universitätsstadt zu Beginn des 19. Jahrhunderts vermitteln – zumal die Öffentlichkeit über den nach wie vor parallel zur Ammer verlaufenden Fußgängerweg diese Situation noch vollständig erleben kann.“

#### Literatur:

Alte Gärten und Gartenhäuser in Tübingen. In: Tübinger Blätter, 9. Jahrgang, 1906, S. 1ff.

Paul Mebes: Um 1800. Architektur und Handwerk im letzten Jahrhundert ihrer traditionellen Entwicklung. München, 3. Auflage, 1920, S. 121ff.

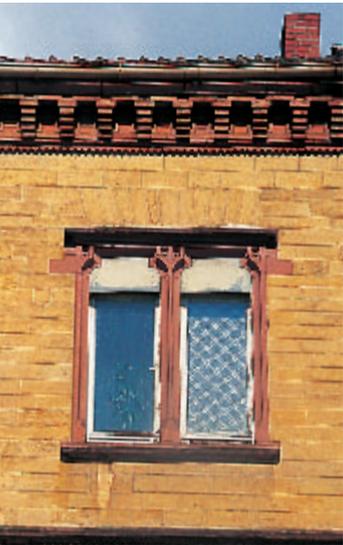
Martin Lang: Walt in Tübingen. Jean Paul aus dem Stegreif nacherzählt. Mit siebzehn Federzeichnungen Tübinger Garten- und Weinberghäuser von Karl Biese. Tübingen 1922. (Schwäbische Bilderhefte 1).

Martin Kazmaier: Tübinger Spaziergänge. Pfullingen 1977.

Johann Otto Krause-Bäcker: Noble Laube an der Ammer. Peter-Haag-Preis für gelungene Erneuerung eines Gartenhauses an der Herrenberger Straße. In: Tübinger Blätter, 77. Jahrgang, 1990/91, S. 53ff.

Andrea van Dülmen: Das irdische Paradies. Bürgerliche Gartenkultur der Goethezeit. Köln, Weimar, Wien 1999.

*Dr. Michael Ruhland  
LDA · Inventarisierung und Dokumentation  
Alexanderstraße 48  
72072 Tübingen*



# Offenburg – Freiburg

## Die Bauten der Badischen Staatseisenbahn und der viergleisige Ausbau der Rheintalbahn

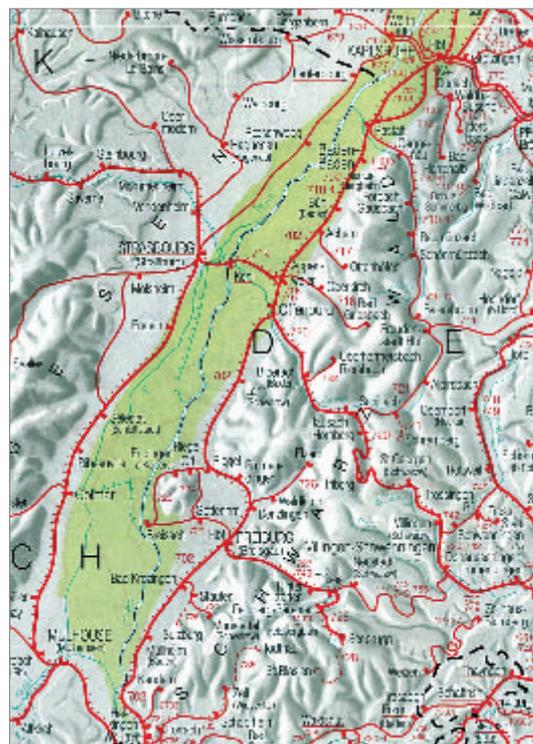
*Die Eisenbahn von Mannheim nach Basel, die erste und wichtigste Strecke der Großherzoglich Badischen Staatseisenbahnen, entstand in mehreren Abschnitten zwischen 1838 und 1855. Für den Entwurf und die Ausführung der Hochbauten war Friedrich Eisenlohr verantwortlich, der neben Heinrich Hübsch bedeutendste badische Architekt dieser Zeit. Heute gehört die Rheintalbahn zu den meist befahrenen Fernstrecken der Bahn. Um ihre Kapazität zu erhöhen, wird sie zwischen Karlsruhe und Basel – wiederum in Abschnitten – auf vier Gleise erweitert. Der nördliche Abschnitt ist weitgehend fertig gestellt, der südliche ist in Planung. Im Abschnitt zwischen Offenburg und Freiburg sind mehrere Kulturdenkmale gefährdet, darunter eines der letzten großen von Eisenlohr geplanten Empfangsgebäude.*

Erik Roth

### Die Anfänge der badischen Eisenbahn

Bereits 1833 hatte der Mannheimer Kommerzienrat Ludwig Newhouse dem Großherzog und den beiden Kammern des badischen Landtags seinen „Vorschlag zur Herstellung einer Eisenbahn im Großherzogtum Baden von Mannheim bis Basel und an den Bodensee“ unterbreitet; der Bau der Strecke sollte durch eine vom Staat privi-

legierte, im Betrieb autonome Aktiengesellschaft erfolgen. Nach der erfolgreichen Fahrt der Nürnberg–Fürther Eisenbahn am 7.12.1835 ergriff die Regierung selbst die Initiative. Großherzog Leopold setzte im Januar 1836 ein Eisenbahn-Comité ein, dem Fachleute unterschiedlicher Disziplinen – Ingenieure und Architekten, Verwaltungsbeamte, Juristen und Finanzexperten – angehörten. Bereits im April lag das Gutachten zum Bau einer Eisenbahn von Mannheim nach Basel vor, das neben Berechnungen der voraussichtlichen Bau- und Betriebskosten Aussagen zur Streckenführung sowie zu den erforderlichen baulichen und technischen Einrichtungen enthielt. Angesichts der Bedeutung, die man dem Projekt für die Wirtschaft des Landes, für Handel und Produktion beimaß, setzte sich Staatsrat Nebenius in einem weiteren Gutachten für einen Bau auf Staatskosten ein – mit Erfolg. Im März 1838 wurden auf einem eigens einberufenen Landtag die Gesetzesvorlagen zum Bau der Staatseisenbahn verabschiedet. Auch der Ankauf von Grund und Boden wurde gesetzlich geregelt. Die Bahn sollte dem Rheintal, dem wichtigsten Verkehrsweg des Landes, folgen und in einer möglichst geraden Linie die größeren Städte – Mannheim, Heidelberg, Rastatt, Karlsruhe, Offenburg und Freiburg – miteinander verbinden. Diese lagen meist an Ausgängen der Schwarzwaldtäler, wo sich die Straßen über den Schwarzwald mit der Bergstraße von Frankfurt nach Basel kreuzten. (Baden-)Baden und Lahr waren zu weit



1 Die Rheintalbahn zwischen Karlsruhe und Basel. Ausschnitt aus der Übersichtskarte für den Personenverkehr. Kartengrundlage: Verkleinerter Ausschnitt aus der Übersichtskarte für den Personenverkehr der Deutschen Bundesbahn, M. 1:1.200.000. Mit Genehmigung der DB Netz AG, NID1 (K) vom 31.7.2002.



Haupt-Dienstgebäude des Offenburger Bahnhofs.

entfernt, um mit angeschlossen zu werden. In kleineren Orten bis zu einer Entfernung von 9 km beidseits der Bahn, in größeren bis zu einer Entfernung von 15,5 km lebten 1849 fast 600 000 Menschen, nahezu 44% der Bevölkerung des Großherzogtums.

Die Streckenführung entlang des Hochgestades, zwischen dem Rheinlauf und den Höhen des Schwarzwalds, war besonders günstig, da hier keine großen Steigungen zu überwinden waren. Die Flüsse und Bäche vom Schwarzwald zum Rhein machten allerdings zahlreiche Brücken und Übergangsbauten notwendig. Erst südlich von Müllheim bildete der Isteiner Klotz ein ernsthaftes natürliches Hindernis. Da die Bahnstrecke westlich der Städte und Ortschaften vorbeiführte, wurden die Stationsgebäude auf der östlichen Bahnseite errichtet.

Nachdem der erste Abschnitt zwischen Mannheim und Heidelberg am 12. September 1840 in Betrieb genommen war, schritt der Bau kontinuierlich voran. Im April 1843 wurde die Strecke bis Karlsruhe, im Juni 1844 bis Offenburg, im August 1845 bis Freiburg eröffnet. Zwei Seitenbahnen verbanden die Hauptstrecke mit (Baden-)Baden und Kehl. Südlich von Freiburg verzögerte sich der Baufortschritt. Am Isteiner Klotz musste die Trasse in den Felsen gesprengt werden; drei Tunnelbauten waren nötig. Efringen wurde erst im November 1848 erreicht, Haltingen im Januar 1851. Nach längeren Verhandlungen mit der

Schweiz konnte die Bahn bis Basel fortgeführt werden (Eröffnung am 20. Februar 1855).

Im Norden schloss bereits 1846 die Main-Neckar-Bahn nach Frankfurt an, im Osten 1853 die Linie Bruchsal-Bretten nach Württemberg, im Westen war 1861 mit der Eröffnung der Rheinbrücke bei Kehl die Verbindung nach Straßburg und zur französischen Ostbahn hergestellt. Im Süden wurde die badische Hauptbahn von Basel aus über Waldshut (1856) bis nach Konstanz (1863) weitergeführt.

#### Friedrich Eisenlohr und die Hochbauten der Badischen Staatseisenbahn

Nach den Vorschlägen des Eisenbahn-Comités sollte die Großherzogliche Baudirektion Entwurf und Kostenvoranschläge sämtlicher Eisenbahndienstgebäude übernehmen und ein Mitglied der Baudirektion als „Respizienten“ (Referenten) für das Hochbauwesen der Staatseisenbahn abordnen. Heinrich Hübsch, Leiter des Badischen Staatsbauwesens, übertrug Friedrich Eisenlohr diese Aufgabe.

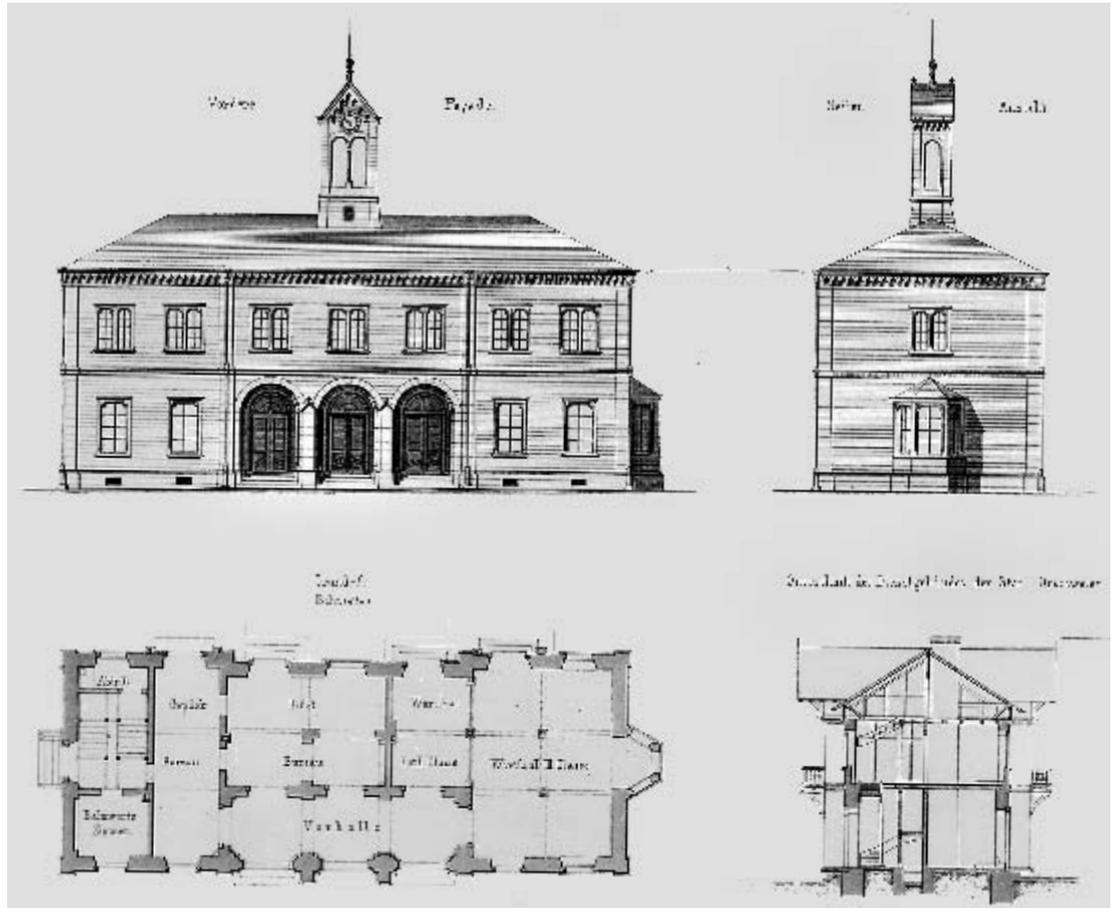
Eisenlohr, 1805 in Lörrach geboren, war neben Hübsch einer der bedeutendsten Schüler Friedrich Weinbrenners. Seit 1832 lehrte er – zusammen mit Hübsch – an der Bauschule des Karlsruher Polytechnikums, 1839 wurde er zum Professor, 1853 zum Vorstand der Bauschule ernannt. Als Architekt und Lehrer hatte er neben Hübsch

2 Haupt-Dienstgebäude des Offenburger Bahnhofs. Eingangsfassade. Aus: „Ausführliche Nachweisung über den Eisenbahnbau im Großherzogtum Baden ...“, 1844 (Tafel 41).



3 Bahnhof Offenburg, Empfangsgebäude mit den inzwischen geschlossenen Arkaden der ehemaligen Vorhalle.

4 Dienstgebäude der Station Dinglingen. Eingangsfassade und Grundriss des Erdgeschosses. Aus: „Ausführliche Nachweisung über den Eisenbahnbau im Großherzogthum Baden ...“, 1853 (Tafel 22).



den größten Einfluss auf die in Baden heranwachsende Architektengeneration. Als Leiter des Hochbauwesens der badischen Eisenbahn prägte er bis zu seinem frühen Tod 1855 deren Erscheinungsbild.

Durch seine Lehrtätigkeit stark eingespannt hatte Eisenlohr nur wenig Zeit für die Planung und Überwachung der Bauarbeiten. So wurde jeder Bezirksinspektion für Straßen-, Wasser- und Eisenbahnbau ein Architekt beigegeben, der die Beaufsichtigung der Hochbauten im Bezirk übernahm. Es waren ehemalige Schüler Eisenlohrs, die mit der Entwurfs- und Detailarbeit ihres Lehrers vertraut waren.

Beim Bau der Badischen Staatseisenbahn handelte es sich einerseits um ein technisches Unter-

nehmen, mit dem ein wirtschaftlicher Erfolg angestrebt wurde. Daher sollten die Kosten minimiert werden. Mit dem Projekt stellte sich aber auch der Staat als Bauherr in der Öffentlichkeit dar. Vor allem die Hochbauten sollten – in vertretbarem Umfang – seiner Repräsentation dienen. Eisenlohr versuchte, beide Anforderungen in Einklang zu bringen. In einem Bericht an das Ministerium des Innern schrieb er 1843:

„Dass ein solider und dauerhafter Bau an sich noch kein Luxusbau sei, dass eine auf Kosten der Dauerhaftigkeit erzielte Sparsamkeit nicht zu derjenigen weisen Ökonomie gehöre, die bei jedem Bauwesen beachtet werden soll, welches keine vorübergehende, sondern eine dauernde Bestimmung hat, ist wohl allgemein anerkannt. Es ist

5 Bahnhof Lahr, ehem. Empfangsgebäude der Zwischenstation Dinglingen. Das symmetrisch konzipierte Gebäude wurde nach Norden um eine Achse erweitert.



aber ebenso unbestreitbar, daß bei der Beurteilung öffentlicher Bauten die Anforderungen einer vorangeschrittenen Zeit, der Stand der Wissenschaft und Kunst, Kultur und Gesittung und schließlich der Ort, wo gebaut wird, in Betracht gezogen werden müssen; daher denn auch folgende Bauausführung empfohlen wurde: Der Baustil soll einfach und bescheiden, aber solid, anständig und des Gegenstandes würdig, überall sparsam, aber nirgends ärmlich sein ...“

Der Bau der Bahnhöfe erforderte einen hohen Kapitalaufwand. Anfangs gab es noch keine verlässlichen Voraussagen über den Umfang des Eisenbahnverkehrs und damit auch keine gesicherten Grundlagen, um den Flächen- bzw. Raumbedarf für die Bahnanlagen zu berechnen. Bei den Bauten für den Personenverkehr orientierte man sich an der Einwohnerzahl einer Stadt und ihrer näheren Umgebung.

Die Anforderungen, die sich durch das neue Verkehrsmittel ergaben, konnten nicht mit den bisher üblichen Bautypen bewältigt werden. Beim Entwurf der Empfangsgebäude mussten spezifische Funktionsabläufe berücksichtigt werden: Die Reisenden wollten vor Antritt der Bahnfahrt ihre Fahrkarte lösen und ihr Gepäck aufgeben. Vom Wartesaal aus sollten sie auf direktem Weg die Bahnhalle bzw. den Bahnsteig erreichen, um in den Zug einzusteigen. Daneben mussten Diensträume für die Post und Dienstwohnungen für die Bahnbeamten vorgesehen werden. Schließlich sollte das Empfangsgebäude als städtebaulicher Ziel- und Orientierungspunkt gestaltet sein und der Stadt eine ansprechende Schauseite zuwenden.

Eisenlohr gehörte zu der Architektengeneration, die für die neu hinzukommenden Bauaufgaben auch eine neue Formsprache entwickelte. Die Architektur der Karlsruher Bauschule – von Hübsch und Eisenlohr geprägt – wird oft mit dem Begriff „Rundbogenstil“ charakterisiert. Typisch dafür ist die Vorliebe für rundbogige Wand- bzw. Arkadenöffnungen. Bei den Bauten für die Badische Staatseisenbahn setzte Eisenlohr dieses Motiv nur bei den Empfangsgebäuden der bedeutenderen Bahnhöfe ein. In seinen Entwürfen entwickelte er einen breiten Formenkanon, der es ihm ermöglichte, die Hierarchie der einzelnen Bahnhöfe entlang der Strecke und der einzelnen Gebäude innerhalb eines Bahnhofs mit architektonischen Mitteln differenziert darzustellen.

Die repräsentativen in Stein ausgeführten Empfangsgebäude stehen mit ihren blockhaften Baukörpern, flachen Walmdächern und symmetrischer Fassadengliederung in der Tradition spätklassizistischen Bauens. Entgegen dieser Tradition lässt Eisenlohr die Fassaden bevorzugt in unverputztem Werkstein (roter bzw. gelber Sandstein) oder Backsteinmauerwerk ausführen. Neben klas-

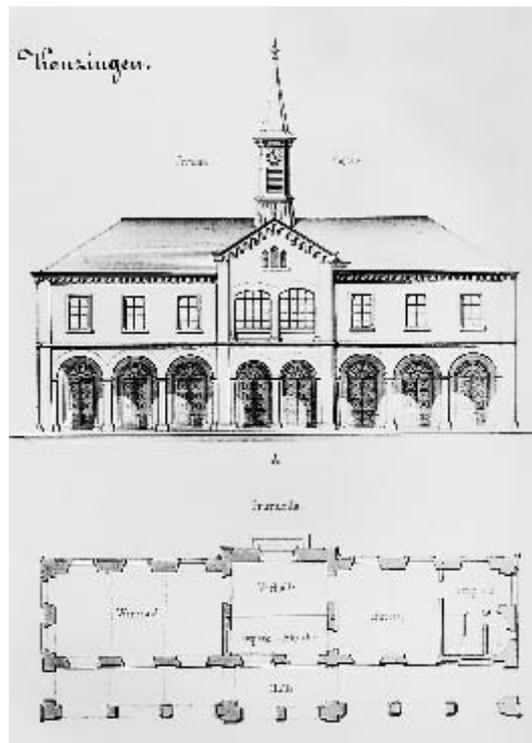


6 Wohnbauten für Bahnbedienstete auf dem Gelände der ehemaligen Station Dinglingen.

sizistischer Ornamentik setzt er mittelalterliche Zierformen ein.

Kleinere Stationsgebäude und Bahnwärterhäuser plant Eisenlohr als Mischkonstruktion in Mauerwerk und Fachwerk, Unterstände für Bahnwärter auch als reine Holzkonstruktionen. Dabei nimmt er Elemente des Schweizerhaus-Stils mit den charakteristischen Laubsägearbeiten in der Giebelzier auf.

Er strebe „überall sichtbares Material und unverhüllte wirkliche Konstruktion und darauf sich gründende Formenbildung, also keine Scheinform, sondern Wahrheit“ an, schreibt Eisenlohr



7 Dienstgebäude der Station Kenzingen. Bahnseitige Fassade und Grundriss des Erdgeschosses. Aus: „Ausführliche Nachweisung ...“, 1853 (Tafel 24).



8 Bahnhof Kenzingen. Die offene Bogenhalle übernimmt die Funktion einer Bahnsteigüberdachung.

in seinem Bericht von 1843 an das Ministerium des Innern. „Bauverzierungen“ setzt er gezielt ein, um die konstruktiven Elemente hervorzuheben. Wie sein Freund und Kollege Heinrich Hübsch legt er besonderen Wert auf die Ausbildung der Einzelform. Dies zeigt sich deutlich an der sorgfältigen Detaillierung der Tür- und Fenstergewände, der Gurt- und Kranzgesimse und der Holzteile. Auch die Inneneinrichtung der Gebäude bis hin zu Bänken, Stühlen und Lampen werden vom Architekten mit großer Sorgfalt entworfen. Leider sind die Bauakten aus der Entstehungszeit der Bahn verloren gegangen. Die Pläne und eine Beschreibung der Baumaßnahme wurden aber in den beiden Bänden der „Ausführliche(n) Nachweisung über den Eisenbahnbau im Großherzogthum Baden“ von 1844 und 1853, jeweils „mit einem besondern, aus 60 (bzw. 45) lithographierten Blättern bestehenden Hefte“ veröffentlicht.

### Hauptstation Offenburg

9 Dienstgebäude der Station Emmendingen. Eingangsfassade und Grundriss des Erdgeschosses. Aus: „Ausführliche Nachweisung ...“, 1853 (Tafel 24).

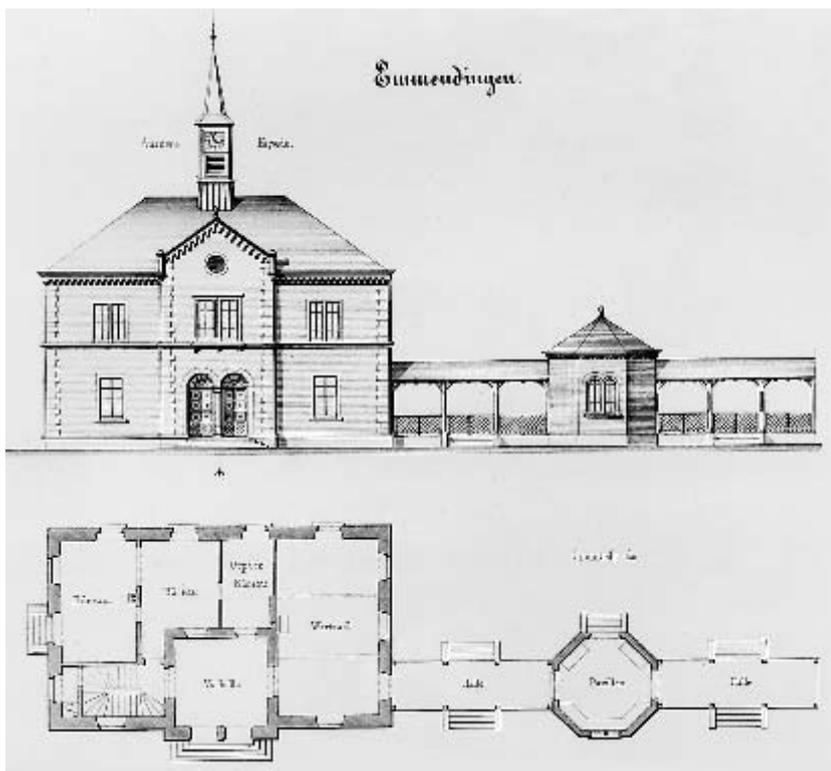
10 Bahnhof Emmendingen. Aufnahme von 1989; das Gebäude wird z. Zt. instand gesetzt.

Die „Stationsplätze“ wurden nach ihrer Bedeutung in Hauptstationen, Zwischenstationen und Haltepunkte unterteilt. Zwischen den Hauptstationen Offenburg und Freiburg gab es drei Zwischenstationen – Dinglingen (bei Lahr), Kenzingen und Emmendingen –, eine kleinere Station in Orschweier und sechs Haltepunkte: Niederschopfheim, Friesenheim, Kippenheim, Herbolzheim, Riegel und (Langen-)Denzlingen. Die Empfangsgebäude der Hauptstationen zeichneten sich durch differenzierte, auf die jeweilige

Situation des Bahnhofs abgestimmte Grundrisslösungen aus. Meist bestanden sie aus mehreren Baukörpern. Von den großen Bahnhofsbauten in Mannheim, Heidelberg, Karlsruhe, Offenburg, Freiburg und Basel ist nur das Offenburger Empfangsgebäude – durch Um- und Anbauten verändert – erhalten geblieben.

Die Anlage (Abb. 2) folgte der Konzeption des Karlsruher Bahnhofs: Ein lang gestreckter eingeschossiger Mittelbau mit Arkaden wird von zweigeschossigen Baukörpern flankiert. Ein Turmaufbau mit der weithin sichtbaren Bahnhofsuhr betonte die Mittelachse. Im Mittelbau, hinter der gewölbten Vorhalle, lagen Wartesäle verschiedener Klassen, das „Billetbureau“ und die Gepäckabgabe, in den seitlichen Gebäuden Büroräume und Betriebswohnungen.

In der Folgezeit, vor allem 1910–12, wurde der Offenburger Bahnhof erheblich erweitert. In die Arkaden der Vorhalle wurden Fenster und Brüstungen eingefügt, die vorgelagerte Freitreppe entfernt. Die ursprüngliche Anlage ist aber noch heute erkennbar (Abb. 3). Die blockhaften zwei-



geschossigen Baukörper mit flach geneigtem Walmdach sind horizontal durch Sockel, Gurt- und Kranzgesims gegliedert, vertikal durch Ecklisenen gefasst. Die Fenster, im Erdgeschoss segmentbogig, liegen in profilierten Gewänden. Die gliedernden Elemente sind in rotem Sandstein bzw. in Backstein ausgeführt und heben sich von den verputzten Flächen ab. Der großzügige Arkadentrakt aus rotem Sandstein – 17 flache Bögen auf gefasten Pfeilern – schließt mit einem Konsolgesims und einer Balustrade ab. Die beiden äußeren Felder sind breiter und treten in die Flucht der angrenzenden zweigeschossigen Baukörper vor. Hier lagen ursprünglich die direkten Durchgänge zum Bahnsteig „für die abgehenden Reisenden“.

Wie in Offenburg suchte Eisenlohr bei allen Empfangsgebäuden die „Formenbildung“ durch den Einsatz unterschiedlicher Materialien zu unterstreichen. Allein schon aus Kostengründen griff er – soweit möglich – auf Baustoffe aus der näheren Umgebung zurück. „Eine natürliche Folge hievon war, dass das Äußere der Gebäude durch diese passende Zusammenstellung der disponi-

blen Materialien einen Schein von Luxus trägt, während es nur eine Folge zweckmäßiger Anwendung der Mittel ist“, schreibt er 1844 zu den Karlsruher Bahnhofsbauten. Wiederholte Rückfragen und heftige Diskussionen im Landtag zeigen aber, dass die Ausführung von vielen als zu kostspielig empfunden wurde.

### Zwischenstationen: Dinglingen, Kenzingen, Emmendingen

Gerade im Abschnitt zwischen Offenburg und Freiburg finden wir die meisten Empfangsgebäude aus der Entstehungszeit der Strecke heute noch im Bestand vor. Die Entwürfe gehen auf Friedrich Eisenlohr zurück. Der Vergleich mit den Plänen und der Beschreibung in der „Ausführliche(n) Nachweisung ...“ von 1853 gibt Aufschluss über spätere Veränderungen; er zeigt aber auch deutlich, wie weit diese Bauten – nach über 150-jähriger Nutzung – noch in ihrer ursprünglichen Form und Substanz erhalten geblieben sind.

Bei den Empfangsgebäuden der Zwischenstationen sind alle Funktionen in einem zweigeschossigen Baukörper zusammengefasst: Von der mittig gelegenen Vor- bzw. Eingangshalle aus werden der Wartesaal (bei größeren Stationen zwei Wartesäle verschiedener Klassen), das „Billettage-“ und das „Gepäck-Büro“ erschlossen. Eine zweiläufige Treppe – seitlich angeordnet – führt zur Dienstwohnung im Obergeschoss.

Diese Bauten zeichnen sich durch ihre klare Form aus. Sie sind symmetrisch in drei Abschnitte unterteilt, der Mittelteil ist durch Arkaden bzw. durch einen übergiebelten Risalit hervorgehoben. Horizontal werden die Baukörper durch flache Stockwerksgurte gegliedert, vertikal durch Lisenen oder Eckquaderung eingefasst. Die Fenster in profilierten Werksteingewänden sind regelmäßig angeordnet, im Obergeschoss meist gekoppelt. Die Gebäude schließen mit einem flachen Walmdach ab, das ursprünglich von einem schlanken Uhrturm bekrönt war.

Unter den Zwischenstationen nahm der Bahnhof von Dinglingen eine Sonderstellung ein. Er lag ca. 2,5 km von Lahr entfernt. Die aufstrebende Handels- und Fabrikstadt – mit ca. 6700 Einwohnern deutlich größer als Offenburg mit 4000 – hatte keinen Anschluss an die Strecke erhalten. Stattdessen wurde in Dinglingen ein größerer „Stationsplatz“ angelegt. Heute liegt hier der Bahnhof von Lahr mit einem neuen Empfangsgebäude. Am nördlichen Ende des Bahnsteigs finden wir aber auch Eisenlohrs repräsentatives Stationsgebäude von 1846 vor (Abb. 4 und 5).

Der mittlere Abschnitt des lang gestreckten, mit einem flachen Walmdach abschließenden Bau-

körpers ist durch Lisenen begrenzt und durch die Arkaden der Vorhalle hervorgehoben, eine Lösung, die Eisenlohr – mit sieben statt drei Bogenstellungen – auch für die Hauptstation Freiburg wählte. Ein größerer Uhrturm und die in gotisierenden Formen verzierten Tür- und Fenstergewände zeichneten Dinglingen gegenüber den übrigen Zwischenstationen aus. Ein Zahnfries aus schräg gestellten Backsteinen, darüber ein schmales Werksteinprofil als Gurtgesims und ein aufwändiges Konsolgesims aus Backsteinen unter der Traufe betonen die Horizontale (Auftaktbild).

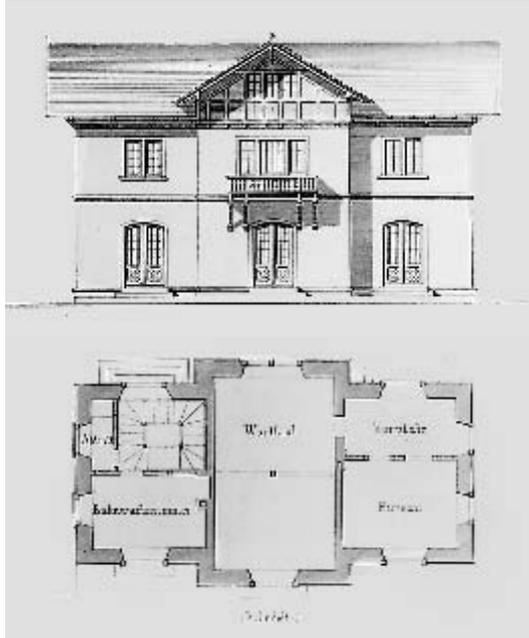
Die Beschreibung in der „Ausführliche(n) Nachweisung ...“ macht deutlich, wie gut Eisenlohr die vor Ort verfügbaren Materialien zu nutzen wusste: „Zur Ausführung der sichtbaren Mauerung an diesem Gebäude wurde ein gelblicher, kalkhaltiger Sandstein verwendet, welcher ganz in der Nähe des Dorfes Dinglingen mit wenig Kosten in einem Bergvorsprung erhalten werden konnte, den man zur Gewinnung von Füllmasse abgegraben hatte. Dieser Stein ist sehr leicht schichtweise zu bearbeiten und besitzt dabei große Dauerhaftigkeit. Die Ecken, Fenstergestelle und andere vorspringende Theile sind aus rothen Sandsteinen hergestellt, welche in ausgezeichnete Güte in der Gegend von Lahr vorkommen.“ Wollte man mit dieser ausführlichen Erläuterung nicht nur den Bau des Bahnhofs dokumentieren, sondern auch Vorwürfen wegen der hohen Baukosten begegnen?

In der Folgezeit wurden die Bögen der Vorhalle – wie in Offenburg – geschlossen; das Gebäude wurde nach Norden in den gleichen Formen um eine Achse erweitert. Trotz der Veränderungen ist



11 Bahnhof Denzlingen, Empfangsgebäude von 1864. Die Eingangssituation lässt die großzügige Konzeption der Vorhalle erkennen.

12 Dienstgebäude  
der Station Orschweier.  
Fassade und Grundriss  
des Erdgeschosses.  
Aus: „Ausführliche Nach-  
weisung ...“, 1853  
(Tafel 22).



13 Bahnhof Orschweier.  
Bei dem kleinen Sta-  
tionsgebäude wurden  
Drempel und Giebel  
in Fachwerk ausgeführt.



die ursprüngliche Konzeption des Empfangsgebäudes deutlich ablesbar. Die sorgfältige Detaillierung und die qualitätvolle Ausführung dokumentieren die hohe Bedeutung, die Eisenlohr den Bauten der Staatseisenbahn beimaß.

Dieselbe Haltung erkennen wir an den Wohnbauten für Bahnbedienstete, die wenig später am nördlichen Ende des Dinglinger Bahnhofsgeländes errichtet wurden. Die beiden zweigeschossigen Gebäude, giebelständig zur Bahn, erinnern an Häuser in anspruchsvollen Werksiedlungen. Ein dritter Baukörper, traufständig anschließend, 1½-geschossig, mit flach geneigtem Satteldach und dem Eingang an der Giebelseite (Abb. 6) entspricht den größeren Bahnwärterhäusern, für die Eisenlohr mehrere Entwürfe fertigte. Die Ausbildung der Tür- und Fenstergewände stellt den Bezug zum Empfangsgebäude her. Die Giebelfelder sind durch „Bauverzierungen“ hervorgehoben. Eine besondere Funktion kam der Zwischenstation Kenzingen zu: Für die Strecke zwischen Köndringen und Freiburg mit einer Steigung zwischen 0,40 und 0,53 ‰ waren stärkere Maschinen erforderlich als für den nördlichen Abschnitt. In Kenzingen wechselte man die Lokomotiven. Die dazu erforderlichen Betriebsgebäude – das „Maschinenhaus“ (Lokschuppen) und eine „Wasserstation“ – sind nicht mehr erhalten.

14 Bahnhof Friesenheim.  
Das Empfangsgebäude  
wurde nachträglich er-  
richtet, es entspricht aber  
in Raumdisposition und  
Baugestaltung den ersten  
Stationsgebäuden.

Das Empfangsgebäude und ein Teil des Güterschuppens sind aber noch vorhanden.

Ein übergiebelter Risalit betont die Mitte des Empfangsgebäudes. Im Vorentwurf hatte Eisenlohr einen massiven turmartigen Mittelteil vorgesehen, der über den First des flachen Walmdachs hinausragte, wohl eine Reminiszenz an die damals bereits abgebrochenen Kenzinger Stadttore (auf einer Entwurfszeichnung ist der Bahnhof vor der Silhouette der Altstadt mit der Pfarrkirche und einem Stadttor dargestellt). Aus Kostengründen musste darauf verzichtet werden. Das Gebäude erhielt nur einen schlanken Dachreiter als Uhr-turm (Abb. 7).

Auffallend ist, dass die Arkaden nicht stadtseitig, sondern bahnseitig angeordnet sind. Die offene Bogenhalle übernimmt die Funktion einer Bahnsteigüberdachung. Auch die breiten segmentbögigen Fenster im Obergeschoss des Mittelrisalits – im Vorentwurf war eine Loggia vorgesehen – sind eine Besonderheit des Kenzinger Empfangsgebäudes. Das Mauerwerk war schon anfangs verputzt; Lisenen, Tür- und Fenstergewände sowie die Pfeiler und Bögen der Arkaden sind in rotem Sandstein ausgeführt. 1905 wurde das Gebäude umgebaut und erweitert. Bahnseitig ist das ursprüngliche Erscheinungsbild weitgehend erhalten geblieben (Abb. 8).

Emmendingen sollte wie Kenzingen ein Empfangsgebäude mit massivem Turmaufbau erhalten. Auch hier wurde darauf verzichtet. Ein Mittelrisalit mit abschließendem Giebel bestimmt die Eingangsfassade. Die Vorhalle öffnete sich mit zwei Bogenstellungen zur Stadt. Die Fassaden sind aus rotem Sandstein mit Eckquaderung aus gelbem Sandstein ausgeführt. Trotz bescheidener Ausmaße entfaltete das Gebäude durch Proportionen und Materialwahl eine repräsentative Wirkung (Abb. 9). Schon bald erwies es sich als zu beengt. Zunächst stellte man einen achteckigen Pavillon als zweiten Wartesaal auf. Später wurde das Hauptgebäude in gleicher Formensprache nach Norden erweitert (Abb. 10).

1864 erhielt auch Denzlingen ein Empfangsgebäude nach dem Bautyp der Zwischenstationen, mit Arkaden zur Stadt und einem übergiebelten





Mittelrisalit zur Bahnseite (Abb. 11). Die Eingangssituation mit drei Bogenstellungen lässt hier die großzügige Konzeption der Vorhalle erkennen.

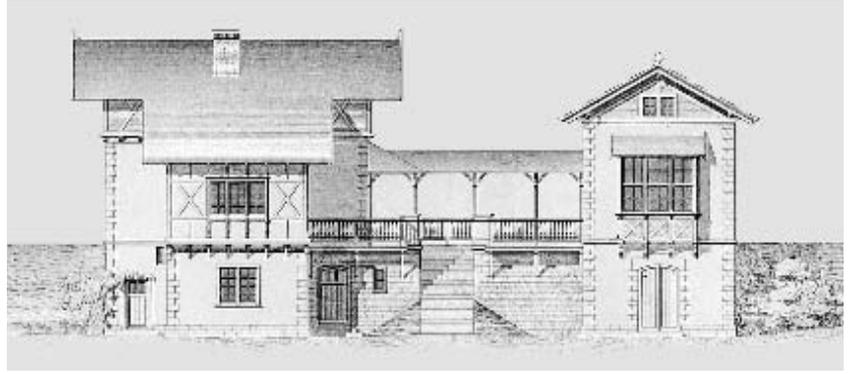
#### Kleinere Stationen und Haltepunkte: Orschweier, Friesenheim, Denzlingen

An einzelnen Haltepunkten finden wir Dienstgebäude vor, die den Empfangsgebäuden der Zwischenstationen vergleichbar sind. Der große Warteraum ist mittig angeordnet, seitlich schließen die Diensträume an. Auf eine Vor- bzw. Eingangshalle wird verzichtet; der Reisende betritt und verlässt den Bahnhof durch den Warteraum. Dieser tritt in der Fassade als Risalit vor, seine Giebel zeichnen sich vor dem flachen Satteldach ab (Abb. 12).

Wir finden diesen Bautyp in unterschiedlicher Ausführung vor: In Renchen, nördlich von Offenburg, ruht auf einem massiven Erdgeschoss ein Obergeschoss aus Fachwerk. In Orschweier, zwischen Dinglingen und Kenzingen, sind beide Geschosse aus rotem Sandstein mit Eckquaderung aus gelbem Sandstein ausgeführt, die Giebfelder des Hauptbaukörpers und der Risalite in Fachwerk mit verzierten Balkenköpfen (Abb. 13). Das Stationsgebäude in Friesenheim (Abb. 14), zwischen Offenburg und Dinglingen, wurde nachträglich in ähnlicher Ausführung mit rotem und gelbem Sandstein errichtet, mit durchgehend gemauerten Risaliten und einem flachen Walm-dach. Jedes dieser Gebäude erhielt damit eine eigene Ausprägung.

An den Haltepunkten Riegel und Denzlingen wurden deutlich kleinere Dienstgebäude gebaut, den größeren Bahnwärterhäusern ähnlich. Das Gebäude in Riegel wurde schon vor längerer Zeit abgebrochen. Die erste „Station zu Denzlingen“ ist noch heute erhalten, obwohl schon 1863/64 weiter nördlich ein größeres Empfangsgebäude errichtet wurde (vgl. o.).

Die verschiedenen Funktionen waren hier auf zwei Baukörper verteilt, die durch eine überdachte Terrasse (heute geschlossen) miteinander verbunden waren (Abb. 15). Eine gemauerte



Außentreppe führte auf die Terrasse und damit auf das Niveau der Hauptgeschosse bzw. des hoch gelegenen Bahnsteigs. Das südliche, 2½-geschossige Gebäude, traufständig zur Bahnstrecke, entsprach einem Bahnwärterhaus für verheiratete Bahnwärter. Im Sockelgeschoss waren Küche, Magazin- und Vorratsräume untergebracht, im Hauptgeschoss die Diensträume und der Wohnbereich der Familie, im Dachgeschoss die Schlafräume. Im zweiten Gebäude, einem zweigeschossigen giebelständigen Baukörper, lagen über den Nebenräumen zwei Wartesäle.

Die hohen Sockelgeschosse beider Bauten und die Terrasse sind aus Sandstein, die Hauptgeschosse aus Backstein gemauert. Das traufständige Wohn-/Dienstgebäude erhielt ein Drempelgeschoss aus Fachwerk und einen vorspringenden Bauteil (Wohnraum der Familie über der Küche) mit Fachwerk-Obergeschoss unter abgeschlepptem Dach. Das giebelständige Gebäude sollte vor der Stirnwand des Wartesaals 1. und 2. Klasse einen Fachwerk-Erker erhalten, entsprechend dem Fachwerk des Nachbarhauses. Ob er ausgeführt wurde und heute abgängig ist, oder ob aus Kostengründen darauf verzichtet wurde, ist nicht bekannt. Auf eine sorgfältige Detaillierung wurde auch bei diesen kleinen Gebäuden Wert gelegt: Gebäudeecken, Fenster und Türgehänge der Hauptgeschosse sind aus Sandstein, die überstehenden Balkenköpfe wurden profiliert (Abb. 16).

#### Eisenlohrs Empfangsgebäude: ein gefährdetes Kulturgut

Die Stationsgebäude zwischen Offenburg und Freiburg sind ein einzigartiges Dokument des ersten Eisenbahnbaus im Großherzogtum Baden. Alle Kategorien von Stationen – eine Hauptstation, eine große und zwei kleinere Zwischenstationen sowie mehrere Haltepunkte – sind hier mit unterschiedlichen Bautypen im Bestand vertreten. Trotz späterer Veränderungen – vor allem im Innern – lassen sie deutlich die hohe Qualität der Hochbauten erkennen, die maßgeblich auf Friedrich Eisenlohr als den verantwortlichen Architekt-

15 Ehemaliges Stationsgebäude in Denzlingen. Der südliche Baukörper (links) entspricht einem „Bahnwartshaus“ für verheiratete Bahnwärter.

16 Stationsgebäude in Denzlingen. Eingangsfassade. Aus: F. Eisenlohr, Sammlung von Hochbauten der Großh. Badischen Eisenbahn, Bd. 2, 1866 (Tafel 6).

ten zurückgeht. Die sorgfältige Ausführung auch der kleineren Gebäude belegt die Bedeutung, die der Staatseisenbahn beigemessen wurde. Die besondere architektur-, verkehrs- und landesgeschichtliche Bedeutung dieser Bauten begründet ihren dokumentarischen und exemplarischen Wert und das hohe öffentliche Interesse an ihrer Erhaltung.

Die Informationen zu den hier vorgestellten Gebäuden fließen in die Umweltverträglichkeitsstudie zum Planfeststellungsverfahren für den viergleisigen Ausbau der Rheintalbahn ein. Hinzu kommen Angaben zu weiteren Baudenkmalen im Bereich der Trasse, so z. B. zu später errichteten Bahnhöfen und Bahnwärterhäusern, aber auch zu den archäologischen Kulturdenkmälern wie den Resten römischer Siedlungen zwischen Friesenheim, Lahr und Kippenheim.

Kulturdenkmale werden im Rahmen der Kultur- und sonstigen Sachgüter behandelt. Sie sind Schutzgüter von hoher bzw. sehr hoher Empfindlichkeit. Da ihr historischer Zeugniswert an die historische Substanz gebunden ist, führt jeder Eingriff zur Minderung ihres dokumentarischen Wertes, ggf. zum Verlust der Denkmaleigenschaft. Jeder Abbruch bedeutet einen endgültigen Verlust.

In der Umweltverträglichkeitsstudie werden – auf der Grundlage des aktuellen Planungsstandes – die voraussichtlichen Auswirkungen des Projektes auf die einzelnen Schutzgüter ermittelt: Bau- bzw. anlagenbedingte Wirkungen (Abbruch von Baudenkmalen, Überbauung von Bodendenkmälern), aber auch betriebsbedingte (Erschütterungen). Der Wert des Kulturguts und die Intensität des Eingriffs sind die wesentlichen Faktoren bei der Bewertung der Konfliktstärke. Aufbauend auf dieser Bewertung werden Vermeidungs- und Minderungsmaßnahmen vorgeschlagen.

In der Planung für den viergleisigen Ausbau der Rheintalbahn sind die neuen Gleise westlich der bestehenden vorgesehen. Damit sollen Eingriffe in die vorhandenen Anlagen vermieden werden: Die Bahnhöfe liegen meist – wie auch die Orte – östlich der Strecke. Zwei Bahnhöfe, Friesenheim und Herbolzheim, wurden aber in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts jenseits der Bahnlinie angelegt. Bei beiden sind das Empfangsgebäude und die separate Güterhalle erhalten. Die Planung sieht den Abbruch dieser Kulturdenkmale vor.

Darüber hinaus sind im Bereich des Bahnhofs die Bauten der ehem. Station Dinglingen gefährdet:

Eisenlohrs repräsentatives Empfangsgebäude und die anspruchsvoll gestalteten Wohnbauten für Bahnbedienstete. Sie liegen stadtsüdlich, östlich der Bahnlinie und sind nicht unmittelbar durch den Ausbau der Strecke betroffen. Von Seiten der Bahn gibt es aber Überlegungen, hier einen weiteren Bahnsteig bzw. ein Abstellgleis anzulegen. Angesichts der hohen Bedeutung, die diesen Bauten zukommt, hätte dies einen gravierenden Verlust zur Folge.

Von Seiten der Denkmalpflege wird die Forderung erhoben, Eingriffe in den historischen Bestand soweit wie möglich auszuschließen bzw. auf das unbedingt notwendige Maß zu beschränken. Ziel muss es sein, beim notwendigen Ausbau der Rheintalbahn die bedeutenden Zeugnisse ihrer Entstehung und frühen Entwicklung für die Öffentlichkeit zu erhalten.

#### Literatur:

Ausführliche Nachweisung über den Eisenbahnbau im Großherzogthum Baden nach dem Stand am 1. Januar 1844 mit 22 Beilagen und einem besondern, aus 60 lithographierten Blättern bestehenden Hefte. Bearbeitet und herausgegeben von den Beamten der Großh. Oberdirection des Wasser- und Straßenbaues. Karlsruhe 1844.

Ausführliche Nachweisung über den Eisenbahnbau im Großherzogthum Baden nach dem Stand am 1. Januar 1853 mit 28 Beilagen und einem besondern, aus 45 lithographierten Blättern bestehenden Hefte. Bearbeitet und mit Genehmigung Großherzoglichen Ministeriums des Innern herausgegeben von den Beamten der Großh. Oberdirection des Wasser- und Straßenbaues. Karlsruhe 1853.

F. Eisenlohr, Sammlung von Hochbauten der Großh. Badischen Eisenbahn. Bd. 1: Bahnhöfe; Bd. 2: Stationen & Bahnwärterhäuser. Karlsruhe [1865, 1866]. Hans-Joachim Clewing, Friedrich Eisenlohr und die Hochbauten der Badischen Staatseisenbahn. Dissertation Karlsruhe 1968.

Wolfgang von Hippel u. a., Eisenbahn-Fieber. Badens Aufbruch ins Eisenbahnzeitalter. Hrsg. Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim u. a. Ubstadt-Weiher 1990.

*Dr.-Ing. Erik Roth*  
*LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege*  
*Sternwaldstraße 14*  
*79102 Freiburg/Breisgau*

# Denkmalporträt



## Städtischer Akzent im Industriedorf Die evangelische Pauluskirche in Albstadt- Tailfingen (Zollernalbkreis)

Die Pauluskirche steht ganz am Rande von Tailfingens ursprünglichem Ortskern. Ihr Bau wurde nötig, weil die alte Peterskirche für die seit Mitte des 19. Jahrhunderts stark angewachsene evangelische Gemeinde des aufblühenden Industriedorfs nach 1900 nicht mehr ausreichte. Ihre Fertigstellung im Jahr 1907 kann als glanzvoller architektonischer Höhepunkt auf dem Weg zur Stadtwerdung gelten. Um die angestrebte, selbstbewusst-urbane Formensprache für diese wichtige Bauaufgabe zu garantieren, wandte man sich an die Stuttgarter Architekten Professor Richard Böklen und Carl Feil, die in der näheren Umgebung, besonders im benachbarten Ebingen, schon mit einigen anspruchsvollen Bauten hervorgetreten waren.

Dabei hatten sie sich als Vertreter jener architektonischen Neuorientierung profiliert, die sich um die Jahrhundertwende im Gefolge der so genannten Stilbewegung durchsetzte. Charakteristika dieser Richtung sind der beginnende Verzicht auf die gerade beim Kirchenbau bis dahin so beliebte historisierende Formensprache und die Entwicklung eigenständiger Grund- und Aufrisse,

dem jeweiligen Bauzweck entsprechend. Im Falle des evangelischen Kirchenbaus handelte es sich um die Schaffung von Räumen für Predigtgottesdienste. Dazu hatte das so genannte Wiesbadener Programm bereits 1892 theologisch-architektonische Leitlinien formuliert, die auf den Zentralbaugedanken zurückgriffen, ohne ausdrückliche Empfehlungen zur Stilfrage. Unter dem Eindruck dieser Schrift und von weiter führenden Diskussionen innerhalb der evangelischen Kirche entstanden vor allem am Beginn des 20. Jahrhunderts zahlreiche Kirchengebäude als Zentralbauten mit Emporen. Gleichzeitig traten gewichtige Stimmen weiterhin für den längsgerichteten Sakralbau ein, wie er die protestantischen Kirchen namentlich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts geprägt hatte. Böklen und Feil vereinen in ihrem Tailfinger Kirchenbau beide Strömungen.

Von außen betrachtet scheint die Pauluskirche ganz der mittelalterlichen Grundform des lateinischen Kreuzes mit rechteckigem Langhaus und Querhaus verpflichtet, wobei Stellung und Ausformung von Turm und Vorhalle die eigentliche



Richtung des Kirchengebäudes nicht auf den ersten Blick erkennen lassen. Prägendes Gestaltungsmittel ist die reich bewegte Dachlandschaft – dominiert von dem hohen ungeteilten Satteldach und akzentuiert durch die unwesentlich niedrigeren Giebel der beiden Querhausarme.

Dabei werden genaue historische Zitate weitgehend vermieden. Die Einzelformen von Dachanschlüssen und Teildächern, an Turmgalerie, Sakristei, Orgelempore und Hauptportal sind vielmehr damals modern und eher an der zeitgenössischen Architektur, etwa an Bauten von Theodor Fischer orientiert. Selbst die traditionellen „sakralen“ Rundbogenfenster wirken durch die Koppelung und die Verklammerung mit niedrigeren Rechteckfenstern nicht historisierend.

Ganz konzentriert auf die Anforderungen des Predigtgottesdienstes ist das Innere als Auditorium gestaltet: ein nur noch leicht längsrechteckiger Saal mit flacher Decke sowie seitlich und rückwärts umlaufender Empore. Architektonisches Hauptmotiv sind die vor den Sitzrängen an den Längsseiten weit gespannten Arkaden, deren Rhythmus keine Rücksicht auf die Größe der dahinter liegenden, abgeschrankten Räume nimmt. So hat das im Außenbau mächtig mit-sprechende Querhaus keine unmittelbare Wirkung für das Innere. Nur aus dem Hintergrund leuchten die einzig erhaltenen künstlerischen Ausstattungsstücke der Erbauungszeit – zwei große farbige Glasbilder von Kreuzigung und Auferstehung Christi.

*Dr. Michael Ruhland  
LDA · Inventarisierung und Dokumentation  
Alexanderstraße 48  
72072 Tübingen*

# Denkmalporträt



## „Reformation“ einer Kapelle Die Zehntscheuer in Neufra (Lkrs. Sigmaringen)

Im südlichen Teil der großen, 1543 errichteten Zehntscheuer in Neufra befinden sich noch Teile der alten Kapelle St. Nikolaus, die bereits 1332 von dem adeligen Herrn Swenger von Lichtenstein gestiftet worden war. Hier haben sich Teile schweren Bruchsteinmauerwerks der einstigen Friedhofskapelle erhalten, am besten erkennbar an dem spitzbogigen gotischen Maßwerkfenster und einer vermauerten, nur von innen sichtbaren Fensteröffnung. Beim Bau der großzügig dimensionierten Zehntscheuer hat man den hier befindlichen Sakralbau fast völlig abgetragen, nur zwei Mauerzüge konnten im Neubau überdauern.

Im Jahre 1534 wurde der Ort Neufra durch Herzog Ulrich von Württemberg in Besitz genommen, der hier gleichzeitig die Reformation einführte. Der württembergische Herrscher nutzte den erzwungenen Bekenntniswechsel aller hier ansässigen Menschen vor allem dazu, sich in den Besitz des kirchlichen Eigentums zu bringen und die katholische Kirche als Mitbewerber um Macht

und Besitz zurückzudrängen. So zog Herzog Ulrich alle Kirchengüter in seinen Herrschaftsgebieten ein. Die einstige Friedhofskapelle St. Nikolaus wurde 1543 teilabgebrochen und in die neu errichtete Zehntscheuer integriert.

Warum es zu diesem „Umbau durch Einbau“ kam, ist nicht bekannt. Es ist aber wahrscheinlich, dass bei dem umfangreichen Scheunenneubau eine Einsparung von Kosten durch Neuverwendung nur eine untergeordnete Rolle gespielt hat. Denn die auffällige Zurschaustellung der Kapellenmauern in der Außenfassade spricht eine deutliche Sprache: Der Triumph profaner Herrschaft über die Kirche wird in seinen materiellen Folgen wirkmächtig vorgeführt.

Dass die Zehntscheuer ganz betont auch dem Zweck politischer Repräsentation diene, demonstrieren die verhältnismäßig aufwändigen Fachwerkstrukturen im Giebfeld, die über bloße Funktionalität hinausgehen. So zeigt das freiliegende Giebfachwerk im Süden gebogene Dreiviertelstreben, zu rhythmischer Abfolge gruppiert



durch die ungewöhnliche Verwendung desselben Motivs in umgekehrter Form. Das obere Giebel-dreieck wird von einem Rautenmuster ge-schmückt. Der Innenraum der Zehntscheuer be-sitzt eine gut erhaltene, überaus robuste Fach-werkkonstruktion mit liegendem Dachstuhl, der mit großen Holznägeln zusammengefügt wurde. Im Erdgeschoss beeindrucken mächtige abgefaste Säulen mit Knaggen. Im späten 19. Jahrhun-dert erfuhr der Bau eine Verlängerung nach Nor-den, um der Gemeinde fortan auch als Farrenstall zu dienen.

Die Zehntscheuer berichtet heute anschaulich über ein kurzes, aber dramatisches Kapitel aus der Geschichte des Ortes Neufra. Nach nur drei-zehn Jahren konnten die Württemberger bereits 1547 wieder vertrieben werden, die Bevölkerung hatte wenig später zur katholischen Konfession zurückzukehren.

*Dr. Clemens Kieser  
LDA · Inventarisierung und Dokumentation  
Durmshheimer Straße 55  
76185 Karlsruhe*

# Ortstermin



## Die Kapelle in Wolfartsweiler Abbruch oder Instandsetzung?

Die oberschwäbische Kulturlandschaft ist bekannt für das großartige Zusammenspiel von naturräumlichen Vorgaben, behutsamer Landschaftspflege und historischer Bebauung. In diesem Kontext spielen die sakralen Kulturzeugnisse von den Klöstern über die Pfarrkirchen und Kapellen bis hin zu den Flurkreuzen und Wegkapellen eine besondere Rolle. Trotz der im Vergleich zu anderen Regionen des Landes sicherlich ausgeprägteren Frömmigkeit der Bevölkerung sind auch hier vereinzelt Sakralbauten in ihrem Bestand bedroht. Zu den seit Jahrzehnten akut gefährdeten Objekten zählt die kleine barocke Ortskapelle in Wolfartsweiler bei Unterschwarzach am Nordrand des Allgäus. Der noch heute bäuerlich geprägte Ort wurde bereits in einer St. Galler Urkunde von 839 erstmals erwähnt. 1618 kam der Weiler an die Truchsess von Waldburg, der Ortsadelssitz selbst ist abgegangen. Mit der Gemeindeform wurde Wolfartsweiler zusammen mit dem Pfarrort Unterschwarzach nach Bad Wurzach eingemeindet und gehört damit seit 1973 zum Kreis

Ravensburg (vorher Kreis Biberach). Die außerhalb der Ortschaft gelegene Kapelle dürfte in der Zeit um 1800 entstanden sein. Der bescheidene, längsrechteckige Saalbau mit Segmentbogenfenstern und Glockentürmchen trägt als einzige Zierform ein umlaufendes Trauf- und Ortgangsgesims. Gleichfalls bogenförmig ist auch der eingezogene Altarraum abgeschlossen. Auffällig sind zwei vergitterte Figurennischen, eine im Giebel-dreieck und eine zwischen den Fenstern der Süd-wand. Sowohl die Nischenfiguren als auch die Innenausstattung der Kapelle wurden bereits vor Jahren ausgelagert. Das Innere des Sakralraums präsentiert sich heute in einem desolaten Zustand. Der Wandputz ist stark durchfeuchtet, der Deckenputz teilweise bereits heruntergebrochen. Unter dem heutigen Kalkanstrich haben sich Reste zweier farbiger Raumfassungen erhalten. Als technische und gestalterische Besonderheit erweist sich der Zementestrich im Mittelgang und Altarraum mit seiner ornamental geprägten, grün gestrichenen Fliesenimitation.



Ein erster Versuch, diese einstige Ortskapelle vor dem gänzlichen Verfall zu retten, scheiterte in den Jahren 1993/96. Die Stadt Bad Wurzach, die sich zum damaligen Zeitpunkt als Eigentümerin ansah, stellte einen Zuschussantrag beim Landesdenkmalamt. Trotz einer Bewilligung konnte die Instandsetzung der Kapelle wegen fehlender Komplementärmittel damals jedoch nicht durchgeführt werden.

Auf Initiative des mittlerweile aus dem aktiven Dienst ausgeschiedenen Pfarrers Bantle startete im Herbst 2001 ein erneuter Rettungsversuch.

Seit Mai diesen Jahres liegt das einvernehmlich zwischen den beteiligten Personen und Institutionen erstellte Instandsetzungskonzept vor, das die Sicherung der vorhandenen Substanz und die notwendigen ergänzenden Erneuerungen umfasst. Als Grundlage für die Neufassung des Innenraumes und der Außenfassaden kann dabei auf die restauratorische Voruntersuchung aus dem Jahr 1993 zurückgegriffen werden. Die Finanzierung dieser dringenden Maßnahmen soll durch Eigenmittel der Pfarrgemeinde, Mittel der Diözese Rottenburg-Stuttgart und durch Zuschüsse des Landkreises Ravensburg und des Landesdenkmalamts erfolgen. Unter der Voraussetzung, dass die geplante Finanzierung realisiert werden kann, soll die Rettung des zwar bescheidenen, aber durchaus von Gestaltungswillen zeugenden Sakralbaues im Sommer 2003 durchgeführt werden. Die Gemeinde Wolfartsweiler erhält damit das für ihre Ortsgeschichte wichtige Baudenkmal und die Kulturlandschaft ein für sie typisches Element zurück.

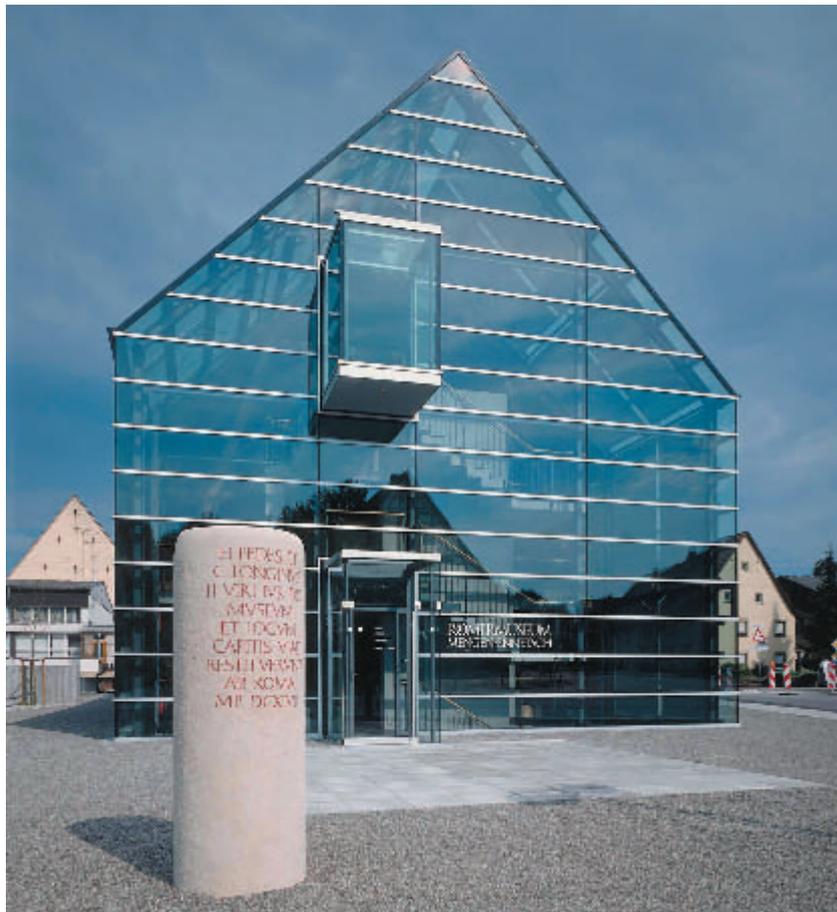
*Dr. Michael Goer  
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege  
Alexanderstraße 48  
72072 Tübingen*

# Ausstellung

Römermuseum Mengen-Ennetach:  
Ein modernes Museum in Oberschwaben

Seit dem 1. Juli 2001 gibt es in Mengen-Ennetach, Kr. Sigmaringen, ein neues Römermuseum. Ermöglicht wurde die Einrichtung durch die Förderung durch das LEADER II-Projekt, einem Förderprogramm der Europäischen Union für strukturschwache Gebiete in ländlichen Räumen Europas. In Oberschwaben waren 31 Gemeinden, Vereine und verschiedenste öffentliche Institutionen beteiligt, wobei vor allem Kunst- und Kulturprojekte gefördert wurden, um den Tourismus in Oberschwaben zu stärken. Von 1996 bis 2001 wurden 103 Projekte bezuschusst, wobei die einzelnen Kommunen sowie die Kreise Sigmaringen, Biberach und Alb-Donau-Kreis, das Land Baden-Württemberg und auch private Investoren ihren Beitrag dazu leisteten. Neben dem Römermuseum entstand in Oberschwaben das „Freilichtmuseum Heuneburg“, die „Bachritterburg“ in Kanzach (rekonstruierte Turmhügelburg) und das Freigelände des Federseemuseums Bad Buchau.

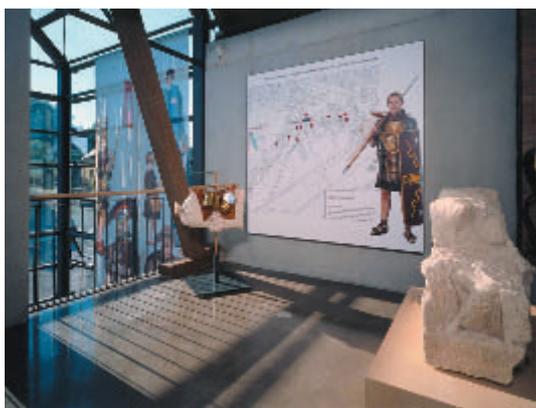
Der Grund für den Bau des Römermuseums Mengen-Ennetach war die 1997 erfolgte Lokalisierung eines Kastells des „Donaulimes“ aus der 2. Hälfte des 1. Jahrhunderts auf dem „Ennetacher Berg“, das bereits seit dem 19. Jahrhundert in Ennetach vermutet wurde. Sowohl die Existenz dieses Kastells als auch dessen genaue Lage wurden jedoch in der Forschung immer wieder kontrovers diskutiert. Dank der Begehung durch ehrenamtliche Mitarbeiter und die daraufhin folgende geophysikalische Untersuchung durch H. von der Osten (Landesdenkmalamt) konnte die Lage des rund 1,4 ha großen Holz-Erde-Lagers geklärt werden. Die Grabungen des Landesdenkmalamtes, Außenstelle Tübingen, bestätigten 1998 die Messungen: Das Lager besitzt eine einfache Tordurchfahrt im Westen mit mindestens zwei vorgelagerten Kastellgräben, wobei zwei



Bauphasen festzustellen waren. Um weitere Informationen über die mögliche Innenbebauung und vorgeschichtliche Besiedlung, die sich ebenfalls bereits bei der Prospektion und bei der ersten Grabung zeigten, zu erhalten, wurden 2001 und in diesem Jahr erneut Grabungen auf dem „Ennetacher Berg“ durch das Landesdenkmalamt durchgeführt. Über den dazugehörigen Kastellvicus ist bislang noch wenig bekannt.

Darüber hinaus existierte vom Ende des 1. bis um die Mitte des 3. Jahrhunderts am Fuße des „Ennetacher Berges“ in Mengen-Ennetach eine römische Straßensiedlung, auf die man immer wieder bei Baumaßnahmen gestoßen war. Im Zuge des Museumbaus und in der Nachbarparzelle konnten im Jahr 2000 größere Flächen untersucht werden, deren Auswertung allerdings noch nicht abgeschlossen ist. Es gibt hier möglicherweise Hinweise auf eine Schusterwerkstatt, wie Funde von Schuhsohlen und Lederresten belegen. Allerdings besteht derzeit noch keine Erkenntnis über genaue Ausdehnung und Struktur dieser Siedlung.

Das Römermuseum Mengen-Ennetach befindet sich in einer Anfang des 20. Jahrhunderts erbauten Scheune, deren Westfront durch einen Glasvorbau ersetzt wurde. Wegen dieser Bauarbeiten waren Bodeneingriffe nötig, weshalb das Projekt durch das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Außenstelle Tübingen, begleitet wurde. Die





Reste dieser Ausgrabung sind im Museum in Form einer nachgebauten Profilwand im Untergeschoss zu sehen. Auch zahlreiche Fundstücke von hier, wie etwa ein vollständig erhaltener römischer Bronzekrug, sind im Museum ausgestellt.

Bei der Gestaltung des Konzeptes für das neue Römermuseum wurde versucht, auf ein möglichst breites Publikum einzugehen und die Ausstellung nach modernsten Kriterien zu gestalten. So werden im Untergeschoss verschiedene Methoden wie Luftbildarchäologie, geophysikalische Prospektionsmethoden, Feldbegehung und schließlich Grabungsdokumentation vorgestellt, um zu zeigen, dass Archäologie und Bodendenkmalpflege heute mehr bedeutet als ausschließlich Ausgrabungen.

Im 1. Obergeschoss findet man dann zunächst eine Einführung in die römische Geschichte Südwestdeutschlands sowie Karten vom römischen Ennetach. Danach werden in fünf so genannten Themeninseln Einblicke in verschiedene Bereiche des römischen Alltags gegeben. Diese umfassen Handel, Kleidung, Bauwesen, Essen und Trinken sowie Glaube und Jenseits. Zu jeder Themeninsel wird außerdem ein Hörspiel einer möglichen Alltagssituation angeboten. Um die Besucher zum Mitmachen zu animieren und um sich in die Römerzeit zurückzusetzen, stehen das Marschgepäck eines römischen Soldaten, Kleidungsstücke und Spiele zur Verfügung. Ein römischer und ein moderner Müllberg regen schließlich dazu an, ein wenig über uns, unsere Zeit, aber auch über Archäologie nachzudenken.

Im Mittelpunkt des 2. Obergeschosses steht ein Geländemodell der Region, auf dem die Besied-

lungsschwerpunkte der Region sowie Informationen zu den „Partnermuseen“ des Leader II-Projektes (Heuneburgmuseum, Federseemuseum, Bachritterburg Kanzach) per Knopfdruck mittels Videobeamer projiziert werden.

Daran anschließend werden die Funde aus den Grabungen im Kastell, aus dem Graben der bronzezeitlichen Befestigung auf dem „Ennetacher Berg“, den bronzezeitlichen Grabhügeln und der keltischen Viereckschanze ausgestellt. Informationen hierfür stehen daneben in „Büchern“. Am Ende bietet ein verglaster Balkon einen Blick auf den Ennetacher Berg und lädt zum Archäologischen Rundwanderweg ein.

*Martina Meyr M. A.*  
*Römermuseum Mengen-Ennetach*  
*Kastellstraße 52*  
*88512 Mengen-Ennetach*

#### Römermuseum Mengen-Ennetach

##### Öffnungszeiten:

März bis Ende November

Dienstag bis Sonntag:

10 bis 18 Uhr sowie auf Anfrage

Führungen auf Voranmeldung

##### Weitere Informationen:

*Römermuseum Mengen-Ennetach*

*Kastellstraße 52*

*88512 Mengen-Ennetach*

*Tel. 07572 / 76 95 04*

*Fax 07572 / 76 95 05*

*E-Mail: roermuseum@t-online.de*

*www.roermuseum.mengen.de*

# 9. Landesdenkmaltag Baden-Württemberg

## Denkmalpflege und Kirche

Biberach an der Riss  
15. Oktober – 17. Oktober 2002

Vorläufiges Programm

Dienstag, 15. Oktober 2002

*Eröffnungsveranstaltung in der Stadthalle Biberach*

Beginn 16.30 Uhr

Präsident Prof. Dr. Dieter Planck, Landesdenkmalamt  
Baden-Württemberg

Wirtschaftsminister Dr. Walter Döring MdL

Oberbürgermeister Thomas Fettback, Stadt Biberach

*50 Jahre Denkmalpflege in Baden-Württemberg*

Prof. Dr. Dieter Planck

Dipl. Ing. Gertrud Clostermann, Landesdenkmalamt Stuttgart

Dr. Jörg Biel, Landesdenkmalamt Stuttgart

Dr. Volker Osteneck, Landesdenkmalamt Stuttgart

Abendveranstaltung

*Empfang durch die Landesregierung Baden-Württemberg  
und die Stadt Biberach*

Mittwoch, 16. Oktober 2002

Vormittag

*Einführung zu Tagungsort und Tagungsthema*

Dr. Kurt Diemer, Kreisarchiv Biberach an der Riss

Dr. Michael Goer, Landesdenkmalamt (LDA) Tübingen

*Kirche und Denkmalpflege*

Prälat Dr. Werner Groß, Bischöfliches Ordinariat Rottenburg

Prälat Martin Klumpp, Evangelisches Dekanat Stuttgart

Dr. Felix Hammer, Bischöfliches Ordinariat Rottenburg

*Denkmalpflege und Liturgie im Spannungsfeld zwischen*

*Erhalt und Nutzung*

Erzbischöflicher Baudirektor Stefan Bertels, Erzbischöfliches  
Bauamt Konstanz

Dipl. Ing. Lothar Gonschor, LDA Tübingen

Diözesanbaumeister Heiner Giese, Bischöfliches Bauamt Rot-  
tenburg

Kirchenbaudirektor Ulrich Gräf, Evangelischer Oberkirchenrat  
Stuttgart

Dipl. Ing. Gertrud Clostermann, LDA Stuttgart

Diskussion

Nachmittag

*Umnutzung von Klosterbauten aus der Sicht der staatlichen  
Bauverwaltung*

Prof. Dieter Hauffe, Oberfinanzdirektion Stuttgart

*Umgang und Erfahrungen mit dem Kulturdenkmal Kirche im  
denkmalpflegerischen Alltag*

Dr. Hartmut Schäfer, LDA Stuttgart

Dipl. Ing. Ulrike Roggenbuck-Azad, LDA Stuttgart

Dr. Klaus Könnner, LDA Stuttgart

Diskussion

Dr. Johannes Wilhelm, LDA Karlsruhe

Helmut F. Reichwald, LDA Stuttgart

Dr. Dieter Büchner, LDA Stuttgart

Dr. Norbert Bongartz, LDA Stuttgart

Otto Wölbert, LDA Stuttgart

Schlussdiskussion

Abendveranstaltung im Rathaus Biberach

Eröffnung der Ausstellung

*„Steh' fest mein Haus im Weltgebraus“*

*Denkmalpflege – Konzeption und Umsetzung*

Donnerstag, 17. Oktober 2002

Vormittag

Simultan- und Stadtkirche St. Maria und Martin, Biberach

*Zum Restaurierungskonzept für Raumschale und Hochaltar*

Helmut F. Reichwald, LDA Stuttgart

Exkursionen

Exkursion 1:

*Restaurierungskonzepte für Kirchenbauten der Region*

Helmut F. Reichwald, LDA Stuttgart

Exkursion 2:

*Konservatorischer Umgang mit Kircheninnenräumen*

*einschließlich orgeldenkmalpflegerischer Aspekte*

Ursula Schneider, LDA Tübingen

Dr. Klaus Könnner, LDA Stuttgart

Exkursion 3:

*„Herrschaftliche“ Pfarrhäuser der Region*

Sabine Kraume-Probst M.A., LDA Tübingen

Dr. Michael Ruhland, LDA Tübingen

Dr. Michael Goer, LDA Tübingen

Nachmittag

Abschlussveranstaltung

für alle Exkursionsteilnehmer in der ehemaligen Klosterkirche  
St. Georg in Ochsenhausen

*Zur Kirchenrestaurierung und Restaurierung der Orgelwerke*

Helmut F. Reichwald, LDA Stuttgart

Dr. Klaus Könnner, LDA Stuttgart

Präsentation der Chororgel

Das endgültige Programm ersehen Sie auf der Webseite

des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg

[www.landesdenkmalamt-bw.de](http://www.landesdenkmalamt-bw.de)

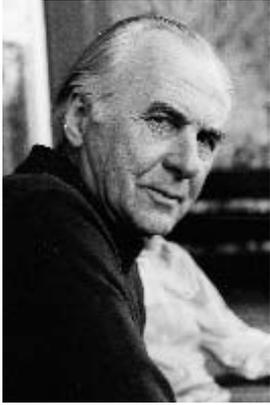
oder wird Ihnen auf Wunsch zugeschickt:

*Landesdenkmalamt*

*Baden-Württemberg*

*Mörikestraße 12*

*70 178 Stuttgart*



## Personalia

Wolfram Noeske †

Am 24. Mai 2001 verstarb in Tübingen Wolfram Noeske. Von 1967 bis 1972 hatte er als Nachfolger von Dr. Adolf Rieth das damals noch selbstständige Staatliche Amt für Denkmalpflege Tübingen geleitet, das nach der Schaffung des Landesdenkmalamts als Außenstelle für die Denkmalpflege im Regierungsbezirk Tübingen bis zu seinem altersbedingten Ausscheiden 1978 von ihm weitergeführt wurde.

Wolfram Noeske entstammte einer alten ostpreußischen Baumeisterfamilie; 1913 wurde er in Königsberg geboren. Vom zunächst aufgenommenen Studium der Kunstgeschichte wechselte auch er zur Architektur. Kriegsbedingt konnte er jedoch erst 1951 das Studium beenden. Nach ersten beruflichen Erfahrungen bei dem als Kirchenbauer renommierten Emil Stefann in Köln führt ihn seine Neigung zur denkmalpflegerischen Arbeit in das Amt des Kölner Stadtkonservators, von wo aus er 1967 nach Tübingen berufen wurde.

Die Schwerpunkte seiner Arbeit lagen zunächst im Oberland, nach der Kreisreform 1973 in Ulm und im Alb-Donau-Kreis. Unvergessen ist seine

intensive Betreuung der Instandsetzung von St. Luzen in Hechingen. Früh setzte er sich für die konsequente Erhaltung historischer Kirchenräume ein. Einer besonderen Neigung folgte er in der Betreuung der Heimatmuseen, die bis 1973 eine der Aufgaben staatlicher Denkmalpflege war. Als 1968 das Heimatmuseum Mengen eingeweiht wurde, sagte er: „Wir richten kein Haus ein, um alte, aus dem täglichen Gebrauch gekommene Geräte und Gegenstände vollends in Ruhe verstauben zu lassen. Nein, wir nahmen diese Dinge in Schutz und Obhut, um ihnen Gelegenheit zu geben, um das zu sagen und weiterzureichen, was in ihnen an Erfahrung, an Tradition, Formschönheit und Materialsinn angesammelt ist.“ In diesen Sätzen drückt sich auch seine denkmalpflegerische Motivation aus, die geradezu unerbittlich um jedes Detail in seinem historischen Zusammenhang kämpfte.

Nach seinem Ausscheiden aus dem Amt blieb Wolfram Noeske in Tübingen. Der Denkmalpflege war er weiterhin verbunden, so als Berichterstatter für die Dokumentation „Kriegsschicksale Deutscher Architektur“ (1988), zu deren zweiten Band er die Angaben zum Regierungsbezirk Tübingen beitrug. 1991 veröffentlichte er schließlich den grundlegenden Band über „seine“ Kirche, St. Luzen in Hechingen.

Hubert Krins

### Abbildungsnachweis

LDA Tübingen (J. Feist): Titelbild;  
Bild-Text-Kontakte, Owingen: 170 Abb.2, 171  
Abb.6, 172 oben;  
Foto ISKE, Mengen:129;  
Foto-Studio Lauterwasser, Überlingen: 163;  
R. Lung, Reichenau: 171 Abb.5;  
Maegraith/Hascher, Stuttgart: 159–162;  
M. Meyr, Mengen:193, 194;  
Privatfoto: 195;  
S. Schmidt-Lawrenz, Kronburg: 150–155;  
St. Uhl, Warthausen: 164 unten, 165 Abb.5;  
Zimmerei K. Böhler, Überlingen: 167 unten;  
Ortschaftsverwaltung Neuravensburg: 144;  
Stadtbauamt Überlingen: 170 Abb.3, 4;

LDA Freiburg, E. Roth: 179–185;  
LDA Hemmenhofen: 116–120;  
LDA Stuttgart (O. Braasch): L 7922/003-01  
S. 115, L 7922/002 S.122, S.124 oben, S. 125  
oben, L 7922/065 B-01 S. 130, L 7924/37  
S.135, L 8324/007-01 S.141,143, 147;  
LDA Stuttgart (B. Steiner): 164, 165 Abb. 4, 6,  
166 Abb.7, 9, 167 oben, 168, 171 Abb.7, 8,  
172 unten, 173;  
LDA Tübingen (J. Feist):156–158, 166 Abb.8,  
174, 176, 191,192;  
LDA Tübingen (M. Hell): 157;  
LDA Tübingen (A. Rettich): 169;  
LDA Tübingen: 123, 124 unten, 125–128,  
131–133, 136–140, 187–190.

## Die Dienststellen des Landesdenkmalamtes

**Das Landesdenkmalamt** ist Landesoberbehörde für Denkmalschutz und Denkmalpflege mit Sitz in Stuttgart; die örtlich zuständigen Referate der Fachabteilungen Bau- und Kunstdenkmalpflege (I) und Archäologische Denkmalpflege (II) sind nach dem Zuständigkeitsbereich der Regierungspräsidien jeweils in Außenstellen zusammengefasst.

Hauptaufgaben des Landesdenkmalamtes als Fachbehörde sind: Überwachung des Zustandes der Kulturdenkmale; fachkonservatorische Beratung der Denkmalschutzbehörden (Landratsämter; Untere Baurechtsbehörden; Regierungspräsidien; Wirtschaftsministerium); Beteiligung als Träger öffentlicher Belange und Planungsberatung zur Wahrung denkmalpflegerischer Belange insbesondere bei Ortsplanung und Sanierung; Beratung der Eigentümer von Kulturdenkmalen und Betreuung von Instandsetzungsmaßnahmen; Gewährung von Zuschüssen für Erhaltungsmaßnahmen; Bergung von Bodenfunden aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit und dem Mittelalter; planmäßige Durchführung und Auswertung von archäologischen Ausgrabungen; wissenschaftliche Erarbeitung der Grundlagen der Denkmalpflege und Erforschung der vorhandenen Kulturdenkmale (Inventarisierung).

Alle Fragen in Sachen der Denkmalpflege und des Zuschusswesens sind entsprechend bei der für den jeweiligen Regierungsbezirk zuständigen Dienststelle des LDA vorzutragen.

### Landesdenkmalamt Baden-Württemberg

Amtsleitung, Verwaltung, Fachbereich IuK, Öffentlichkeitsarbeit:  
Mörikestraße 12; Technische Dienste, Inventarisierung: Mörikestraße 20  
70178 Stuttgart, Telefon (07 11) 16 94-9, Telefax (07 11) 16 94-513  
[www.landесdenkmalamt-bw.de](http://www.landесdenkmalamt-bw.de)

### Dienststelle Stuttgart (zuständig für den Regierungsbezirk Stuttgart)

#### Bau- und Kunstdenkmalpflege

Abteilungsleitung  
Mörikestraße 12  
70178 Stuttgart  
Telefon (07 11) 16 94-9  
Telefax (07 11) 16 94-513

Restaurierung  
Mörikestraße 12  
70178 Stuttgart  
Telefon (07 11) 6 64 93-15  
Telefax (07 11) 6 64 93-41

#### Archäologische Denkmalpflege

Abteilungsleitung  
Archäologische Zentralbibliothek  
Silberburgstraße 193  
70178 Stuttgart  
Telefon (07 11) 16 94-700  
Telefax (07 11) 16 94-707

Unterwasser-/Pfahlbauarchäologie  
Fischersteig 9  
78343 Gaienhofen-Hemmenhofen  
Telefon (07 735) 30 01  
Telefax (07 735) 16 50

### Außenstelle Karlsruhe (zuständig für den Regierungsbezirk Karlsruhe)

#### Bau- und Kunstdenkmalpflege

Durmshheimer Straße 55  
76185 Karlsruhe  
Telefon (07 21) 50 08-0  
Telefax (07 21) 50 08-100

#### Archäologische Denkmalpflege

Amalienstraße 36  
76133 Karlsruhe  
Telefon (07 21) 91 85-4 00  
Telefax (07 21) 91 85-4 10

Archäologie des Mittelalters  
Durmshheimer Straße 55  
76185 Karlsruhe  
Telefon (07 21) 50 08-2 05  
Telefax (07 21) 50 08-1 00

### Außenstelle Freiburg (zuständig für den Regierungsbezirk Freiburg)

#### Bau- und Kunstdenkmalpflege

Sternwaldstraße 14  
79102 Freiburg/Breisgau  
Telefon (07 61) 7 03 68-0  
Telefax (07 61) 7 03 68-44

#### Archäologische Denkmalpflege

Marienstraße 10 a  
79098 Freiburg/Breisgau  
Telefon (07 61) 2 07 12-0  
Telefax (07 61) 2 07 12-11

Archäologie des Mittelalters  
Sternwaldstraße 14  
79102 Freiburg/Breisgau  
Telefon (07 61) 7 03 68-0  
Telefax (07 61) 7 03 68-66

### Außenstelle Tübingen (zuständig für den Regierungsbezirk Tübingen)

**Bau- und Kunstdenkmalpflege**  
**Archäologische Denkmalpflege**  
**Inventarisierung**

Alexanderstraße 48  
72072 Tübingen  
Telefon (07 071) 9 13-0  
Telefax (07 071) 9 13-201